ChrisCare

MAGAZIN FÜR SPIRITUALITÄT UND GESUNDHEIT

1/2023

GEHEN ODER BLEIBEN?

KOMPETENT

Du hast alles richtig gemacht
S. 25

INSPIRIEREND

Im schönsten Beruf der Welt
S. 22

PRAXISNAH

Wohin geht die Reise?
S. 8

März 2023 // (D) € 5,80 // (A) € 6,00 // (CH) SFr. 10.30 // **www.chriscare.info** // ISSN 1869-9944 // ZKZ 18 381

BARMHERZIGE BRÜDER
Klinikum St. Elisabeth
Straubing

ZUSAMMENHALT. HERZ. ACTION.

Das alles kannst du bei uns erleben.

Starte jetzt mit uns deine Ausbildung am Klinikum Straubing.

Finde heraus,
ob das dein Job ist:

WWW.JUNGE-PROFIS-MIT-HERZ.DE

#TEAMKLINIKUMSR

WORLD'S BEST HOSPITALS 2022 Newsweek statista KLINIKUM ST. ELISABETH STRAUBING

FOCUS TOP NATIONALES KRANKENHAUS 2023

Bei uns wird HERZ groß geschrieben

Als eines von vier niederbayerischen Krankenhäusern mit der Versorgungsstufe II nehmen wir auch überörtliche Schwerpunktaufgaben in Diagnose und Therapie wahr. Die Patient:innen werden in elf verschiedenen Fachrichtungen versorgt. Erweitert werden die Fachbereiche durch mehrere spezialisierte Bereiche/ Sektionen und Belegabteilungen, rund zwanzig Zentren und die Zusammenarbeit mit dem ambulanten Medizinischen Versorgungs-Zentrum (MVZ) mit über zehn Disziplinen.

www.klinikum-straubing.de

Klinikum Straubing - St. Elisabeth Straße 23, 94315 Straubing - Tel. 09421/710-7000

INHALT

EINLEITUNG

4 Editorial & Gedanken zum Titelbild

ERFAHRUNG

5 Bei mir ist es so
Eine Physiotherapeutin, ein niedergelassener Arzt, eine Krankenschwester, die Hebamme wird, und zwei Gesundheits- und Krankenpflegerinnen berichten von wesentlichen Entscheidungen in ihrem beruflichen Leben.

24 Ein kleiner König
Nach fast 33 Jahren Verantwortung für Christen im Gesundheitswesen begann für Günther Gundlach ein neuer Lebensabschnitt. Er ging in den Ruhestand.

30 Die erste Adresse für Gesundheit
Während in Deutschland und der Schweiz händeringend junge Leute für medizinische Berufe gesucht werden, ist die Ausbildung in der Pflege in Afrika ein begehrtes Privileg. Die Mitarbeiterin des Deutschen Instituts für ärztliche Mission erzählt von den Gründen.

TITELTHEMA

8 Wohin geht die Reise?
Andreas Rieck ist mit vielen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiten im Gesundheitswesen unterwegs. Er unterstützt sie dabei, den jeweils eigenen Weg zu gehen und so zufrieden zu bleiben.

11 Bleiben oder gehen?
Kann die Bibel, ein Buch, das vor Jahrtausenden entstanden ist, Impulse für das Arbeitsleben geben? Hans-Arved Willberg bringt ungewöhnliche Aspekte zur Sprache und schafft so eine interessante Spannung zwischen Bibel und Alltag.

16 Fokus Mitarbeitergesundheit
Wer immer nur das Wohl der Patientinnen und Patienten im Blick hat, der übersieht eine wichtige Zielgruppe: Die Mitarbeitenden, auf deren Selbstfürsorge es ankommt und die von ihren Arbeitgebern unterstützt werden müssen. Clara Plochberger hat sich damit in ihrem Studium intensiv befasst.

TITELTHEMA

22 Interview: Im schönsten Beruf unterwegs
Als Hebamme muss man sich auf immer neue Situationen einstellen. Entscheidungen müssen rasch gefällt und konsequent umgesetzt werden. Gilt das auch für die eigene Berufslaufbahn? Esther Frost antwortet auf Fragen der Redaktion.

25 Du hast alles richtig gemacht
Ein Redaktionsgespräch zum Thema dieser Ausgabe führen die Pflegewissenschaftlerin Annette Meussling-Sentpali, der Pastoralreferent Bruno Schrage und der Redakteur Frank Fornaçon.

32 Ich bin kein Roboter
Cornelia Coenen-Marx verfolgt seit Jahrzehnten die Entwicklung im Gesundheitswesen. Sie fordert Annahme und Wertschätzung: „Nur wer sich wertgeschätzt weiß, hat auch die Kraft, sich aktiv in Veränderungsprozesse einzubringen.“

SPRIRITUALITÄT

18 Eine Sehnsucht bleibt
Einen Kurswechsel in ihrem Leben beschreibt unser Redaktionsmitglied Nele Grasshoff. Hier geht es nicht um den Beruf, sondern die Zugehörigkeit zu einer Kirche.

FÜR SIE GELESEN

15 Diakonie und ökumenische Solidarität
ChrisCare ermutigt seine Leserinnen und Leser immer wieder, über den nationalen Tellerrand hinaus zu blicken. Der Bischof der evangelisch-lutherischen Kirche in Bayern, Bedford-Strohm, empfielt ein neues ökumenisches Dokument, das diesen weiten Horizont wiedergibt.

36 Belastungen in sozialen Berufen meistern
Hans-Arved Willberg bespricht das Buch von Andreas Rieck, Referent für Spiritualität und Weiterbildung.

37 Engagement im Ruhestand
Frank Fornaçon, selbst seit einem Jahr im Ruhestand, empfiehlt das Buch von Menschen, die ihre neu gewonnenen Freiräume sinnvoll nutzen wollen.

PERSÖNLICH FÜR SIE

37 „Ein Lächeln ist schon genug“,
meint Frank Fornaçon im Brief an die Patienten.

Redaktionskreis: Pastor Frank Fornaçon (Ahnatal), Redaktion ChrisCare; Nele Grasshoff (Berlin), Theologin, Gesundheits- und Krankenpflegerin, Seelsorgerin in einem Berliner Seniorenheim; Prof. Dr. rer. cur. Annette Meussling-Sentpali (Regensburg), Professorin Pflegewissenschaft, OTH Regensburg; Andreas Rieck (Stuttgart), Referent im Bereich Weiterbildung und Spiritualität, Marienhospital Stuttgart; Dr. med. Georg Schiffner (Aumühle), Facharzt für Innere Medizin, Geriatrie, Palliativmedizin Geriatriezentrum Wilhelmsburger Krankenhaus Groß-Sand, Hamburg, Vorsitzender CiG; Pastoralreferent Bruno Schrage (Köln), Dipl. Theologe, Dipl. Caritas-Wissenschaftler, Referent für Caritaspastoral im Erzbistum Köln; Dr. phil. Hans-Arved Willberg (Karlsruhe) Sozial- und Verhaltenswissenschaftler, Theologe, Philosoph und Pastoraltherapeut

LIEBE LESERIN, LIEBER LESER,

unsere Redaktionssitzungen beginnen meist mit einer Plauderrunde. Jeder und jede berichten, was sie oder ihn gerade beschäftigt oder was sich verändert. Ein Thema kommt immer wieder zur Sprache: Es fehlt an Menschen, die anpacken wollen und können. In fast allen unseren Berufsfeldern fehlen sie, die Pflegenden, Pastorinnen und Pastoren, die Mediziner und Hebammen, die Lehrerinnen und Therapeuten. Der demografische Wandel ist inzwischen zum beherrschenden Thema geworden. Hoffte man früher, dass man mit besseren Gehältern oder verbesserten Arbeitsbedingungen Mitarbeitende gewinnen könnte, zieht das inzwischen nicht mehr: Es gibt einfach zu wenig junge Menschen, die das System erhalten. Wenn es gelänge, mehr von ihnen für die Pflege zu begeistern, dann fehlen sie als Erzieherinnen und Erzieher. Könnte man mehr junge Leute davon überzeugen, dass sie besser Pflege studieren als Soziale Arbeit, dann verschiebt das den Bedarf von der einen Berufssparte auf die andere. Die Decke ist einfach zu kurz, um alles abzudecken.

Die Vorschläge, wie man dem Dilemma entrinnen könnte, gibt es reichlich. Beim näheren Hinsehen sind sie verzweifelte Versuche, am grünen Tisch etwas zu ändern. Verlängerung der Lebensarbeitszeit? Die Altenpflegerin zuckt mit den Schultern. Flexibilisierung der Arbeitszeit? Die gibt es in Berufen mit Wechselschicht und Einspringen für erkrankte Kolleginnen schon lange. Zuwanderung aus dem Ausland? Das reißt anderswo Löcher ins Gesundheitssystem, auch wenn so Familien ein regelmäßiges Einkommen bekommen. Der reiche Westen lässt sich bedienen. Rückverlagerung der Verantwortung auf die Angehörigen? Wenn es die noch gibt: in einer Welt, in der Familien – wenn sie zusammenhalten – über das ganze Land verstreut leben.

Im Redaktionsgespräch taucht der Begriff Wertschätzung immer wieder auf. Es darf nicht nur eine Last sein, andere Menschen zu begleiten. Es ist ein Privileg, tiefe menschliche Nähe zu erleben. Aber Wertschätzung braucht Menschen, die sie ausdrücken: den ehrlichen Dank gegenüber Mitarbeitenden – von Vorgesetzten geübt und die Dankbarkeit des PatientInnen gegenüber den Helfenden. Ein anderer Aspekt ist die Stärkung sekundärer Strukturen: die Förderung von sorgenden Gemeinschaften. Dabei sind Kirchengemeinden ein schlafender Riese. Vor 30 Jahren besuchte Frank Fornaçon in den USA eine Kirchengemeinde, die an die Fassade ihrer Kirche unter das Kreuz schrieb: He cares – we care. So wie Jesus Christus sich um uns sorgt, so kümmern wir uns. Und das nicht nur um uns, sondern um alle, die in Not sind. Als vor 15 Jahren nach einem Namen für dieses Magazin gesucht wurde, stand dieser Slogan übrigens Pate: Christus sorgt für uns, Chris-Care.

Die Care-Arbeit wird immer noch vorwiegend von Frauen ausgeführt, dabei geht es nicht nur um die Erwerbstätigkeit, sondern um all die andere Umsorgung: Frühstück machen, einkaufen, Pflaster kleben, Betten beziehen, Geschenke kaufen, (Geschwister-)Streite schlichten, Nachfragen wie es geht, Oma anrufen, Klo putzen, der Nachbarin die Einkäufe hoch tragen. Die Mehrfachbelastung für Frauen ist häufig auf der Arbeit gar nicht sichtbar. Aber sie sind kein unwesentlicher Grund für einen (inneren) Ausstieg. Doch dieser bewegt sich auf einer Skala zwischen Gehen oder Bleiben. Wo stehen Sie gerade?

Ihre Nele Grasshoff und Hans-Arved Willberg

Nele Grasshoff, Berlin
Theologin und Altenheimseelsorgerin, Kranken- und Gesundheitspflegende

***Dr. phil. Hans-Arved Willberg, Ettlingen**, Sozial- und Verhaltenswissenschaftler, Philosoph und Theologe*

GEDANKEN ZUM TITELBILD

DAS ZIEL LIEGT IN DEINER HAND. Wenn es doch immer nur so einfach wäre. Den Kompass nach Norden ausrichten und dann losmarschieren. Mit dem Instrument in der Hand den richtigen Weg finden. Der Kompass ist dafür ein sicheres Mittel. Aber mit ihm allein findet man nicht den Weg. Denn es gehören noch weitere Instrumente dazu: die Karte und der Zielpunkt. Karte und Kompass ergänzen einander. Sie zeigen die Welt, wie sie ist. Meistens jedenfalls, wenn nicht gerade eine Straße gesperrt ist, und einen Umweg erzwingt. Am Gelände und an der Himmelsrichtung kann ich nichts ändern. Ich muss mich in ihnen zurecht finden. Aber die dritte Komponente steht in meiner eigenen Entscheidung: das Ziel. Welchen Hafen steuere ich an? Wo will ich am Ende ankommen? Welche Strecke kann ich bewältigen? Wenn es um meinen beruflichen Weg geht, muss ich mit vielen Gegebenheiten leben. Ich kann meine Ziele bestimmen. Ich kann das Tempo festlegen, in dem ich das Ziel – vielleicht über mehrere Etappen – erreichen möchte. Ich kann Zwischenziele definieren. Schließlich kann ich auch entscheiden, umzukehren und ganz neu zu beginnen. Wenn diese Ausgabe bei der Entscheidungsfindung weiterhilft, dann hat sich die Arbeit der Redaktion gelohnt.
Frank Fornaçon

BEI MIR IST ES SO

IM BLICKKONTAKT MIT JESUS BLEIBEN

ICH MUSSTE DIE REIßLEINE ZIEHEN

Jetzt reicht es mir… Am liebsten würde ich diese Klinik und Station nie wieder betreten! Ein stressiger Kliniktag mit vielen Ungereimtheiten und unerledigter Arbeit geht zu Ende. Spät ist es geworden. Zudem gab es auch noch Ärger mit meinem PDL, da ich die mir übertragene Arbeit immer noch nicht erledigt habe. Dabei musste ich doch erst einmal die Stationsbesetzung klären. Wieder eine Krankmeldung, heute auch noch für den Nachtdienst. Täglich muss ich mich als Stationsleitung einer Akutgeriatrie diesen Herausforderungen stellen und Lösungen finden. Und nicht immer gehe ich am nächsten Tag mit frischem Mut wieder an die Arbeit. Aber wirklich alles aufgeben, nein das wollte ich doch nicht. Einmal, weil ich den Beruf der Krankenschwester als meine Berufung ansehe und ich gerne in der Pflege tätig bin.

Es ist wunderbar, miterleben zu dürfen, wie Patienten nach einiger Zeit der Betreuung auf der Station genesen und so wieder Lebensfreude gewinnen. Ein dankbarer Händedruck oder Lächeln tut dann noch sein Übriges. Jedoch auch das Begleiten bis zum Lebensende ist für mich eine wunderbare Aufgabe. Bei der Funktion als Stationsleitung erlebe ich neben manchem Unerfreulichem doch auch immer wieder Freude beim Mitgestalten für Station und die Führung der verschiedenen Mitarbeiter. Ich übernehme gerne Verantwortung. Aber dennoch stand ich kurz vor dem Ausgebrannt sein und musste für mich die Reißleine ziehen. In erster Linie war es nötig, mir Erholungsinseln zu suchen, mich abzugrenzen, mich bewusst herausnehmen und Arbeiten zu delegieren. Insbesondere aber zu lernen, einmal NEIN zu sagen, egal wie sehr es brannte oder Not am Mann war. Zudem habe ich Unterstützung bei einem Coaching in Anspruch genommen. Und dann ist da noch Einer dem ich immer alles anvertrauen kann, der mich wie kein anderer kennt, sieht und liebt. Dem ich so wichtig bin, dass ich mir meinen Fuß nicht an einen Stein stoße, wie es im Psalm 91,12 beschrieben ist.

Ute Mayer, *Krankenschwester, Pain Nurse, Stationsleitung einer Akutgeriatrie/GFK, Mitarbeiterin im HORIZONTE Team, Karlsruhe*

„GEHEN ODER BLEIBEN?" – FÜR MICH EIN „GEHENDES BLEIBEN"

In der Pflegeausbildung genoss ich es als Schülerin besonders, Zeit mit den Patienten und Patientinnen zu verbringen; sie in ihrem Krank-Sein zu erleben und zu begleiten: durch Zuhören, durch eine wohltuende Massage, durch „Da-SEIN" in palliativen Situationen mit sensibler Raum- und Beziehungsgestaltung.

Im Rahmen der Ausbildung hatte ich außerdem die Möglichkeit, einen Einblick in den Kreissaal zu bekommen und habe für mich erspürt, dass sterben und geboren werden sehr eng beieinander liegen: In diesen Momenten, scheint es mir, geht es nicht um das Potential, die Errungenschaften, die Ziele, das Ansehen der Person – sondern ausschließlich um das im Hier und Jetzt „SEIN." Aus Gottes Hand geschaffen und zu ihm hin geschaffen zu „SEIN" – in der von ihm bestimmten und begrenzten Zeit.

Ich merke, dass es mein Wunsch ist, Menschen in Extremsituationen und Grenzerfahrungen individuell, gottesfürchtig und ganzheitlich zu begleiten. Die Art von Grenzerfahrung, in der wir an Ursprung und Ziel, an Möglichkeiten und Grenzen unseres „Mensch-Seins" kommen und tief konfrontiert werden mit dem Sinn des Lebens und der großen Ressource des „ Sich-gehalten-Wissens". Für mich ist die weitere Ausbildung als Hebamme kein „Gehen" aus der Gesundheits- und Krankenpflege, sondern vielmehr eine Ergänzung und Spezialisierung dessen.

Sophia Martin, *Gesundheits- und Krankenpflegerin, werdende Hebamme im 3. Ausbildungsjahr, Freiburg im Breisgau*

NIEDERLAGE ODER VERRAT?

Seitdem meine Frau und ich uns entschlossen haben, unsere Arbeit als Hausärzte vor Erreichen des eigentlichen Rentenalters aufzugeben, fühlte es sich für mich erst wie eine Niederlage oder ein Verrat an meinem Berufsethos an. Die Patienten nicht mehr zu betreuen oder zu begleiten, schien irgendwie falsch. Das eigene Wohl hatte nur ein geringes Recht und sollte, so fühlte ich, eigentlich nachrangig sein.

Die Corona-Pandemie mit ihren täglich wechselnden Vorgaben für unsere Arbeit, mit der dauernden Bedrohung durch schwere Verläufe bei Patienten, aber auch durch Erkrankungen der Mitarbeiterinnen oder von uns selbst, hat mir dann doch gezeigt, dass die Parole: „Du musst durchhalten bis zum Erreichen des Rentenalters" – bei mir wären das weitere 4 ½ Jahre – aus einem falschen Verständnis meiner Berufung zum Arzt resultiert.

Nicht zum Durchhalten bin ich berufen, sondern zum Einbringen meiner Gaben für das Wohl vieler – aber auch meiner selbst. Daher fällt es mir jetzt, wo wir unsere Nachfolge in guten Händen wissen, leicht, den Patienten und auch Kolleginnen und Kollegen zu sagen: „Wir hören auf! Aber wir bleiben am Ort, in unserer Kirchengemeinde, in unseren Kreisen engagiert." Wir bleiben, nicht erschöpft und ausgelaugt, sondern voller Hoffnung auf eine Zeit nach der sehr fordernden, aber auch sehr erfüllenden Praxistätigkeit als Hausärzte, von der ich keinen Tag bereue.

Unser Weg im Vertrauen auf Gottes Begleitung, der uns vor 29 Jahren in die Praxis führte, endet nicht am 1.4.23, wir sind nur an einer Weggabelung. Was nun an Neuem kommen mag, werden wir froh, gespannt und zuversichtlich annehmen.
Dr. Johannes Imdahl, Allgemeinarzt, Glinde

IM BLICKKONTAKT MIT JESUS BLEIBEN

Es gibt so vieles, was mir wichtig ist – und so vieles, was anscheinend wichtig, richtig und dringlich ist. Ich liebe Gott, die Menschen, meine Familie und meinen Beruf als Physiotherapeutin. Mein Wunsch ist es, dass Jesus die Menschen, denen ich begegne, berührt, dass sie innerlich und äußerlich aufgerichtet und gestärkt werden und IHN persönlich erleben. Sowohl im Beruf als auch in den anderen Beziehungen. Er ist mein Vorbild. Wie er frage ich immer wieder ganz konkret und direkt, was wann dran ist.
Jesus sagt über sich: „Zu jeder Zeit ist mein Vater am Wirken, und ich folge nur Seinem Beispiel. (…) Von sich aus kann der Sohn nichts tun, sondern er tut nur das, was er den Vater tun SIEHT.“ (Johannes 5,17.19)

Ich will im BLICKkontakt mit ihm bleiben – sein Timing, seine Reihenfolge, seine Prios, seine Kraft in seiner Ruhe. Er hat den ÜberBLICK und sieht jeden Einzelnen genau in diesem AugenBLICK – auch „meine Nächsten Zuhause“, meine drei Teens, meinen Mann und er weiß auch, was ich brauche.

Für mich heißt das konkret, dass ich für dieses Schuljahr, wie auch in den letzten beiden Jahren, meine Stundenzahl im Beruf nicht erhöhe. Das ist anders, als ich es mir zuerst vorgestellt habe. Rückblickend bin ich aber dankbar, dass ich in den vielen Veränderungen und Unplanbarkeiten eines Teeniehaushaltes genügend Spielraum und Flexibilität hatte und habe, um einfach da zu sein und mitzubekommen, wie es meinen Lieben geht. Mit der Arbeit in Teilzeit empfinde ich meinen Beruf noch immer als großes Vorrecht und ich habe außerdem noch Kapazität für Kreatives, Fortbildungen, Freundinnen, Mitarbeit im Cafeteria-Team der Schule und den „Nächsten am Wegesrand“.
Sabine Faißt, *Physiotherapeutin, verheiratet, 3 jugendliche Kinder, Kreis Tübingen*

AUF DEM WEG ZURÜCK INS KRANKENHAUS

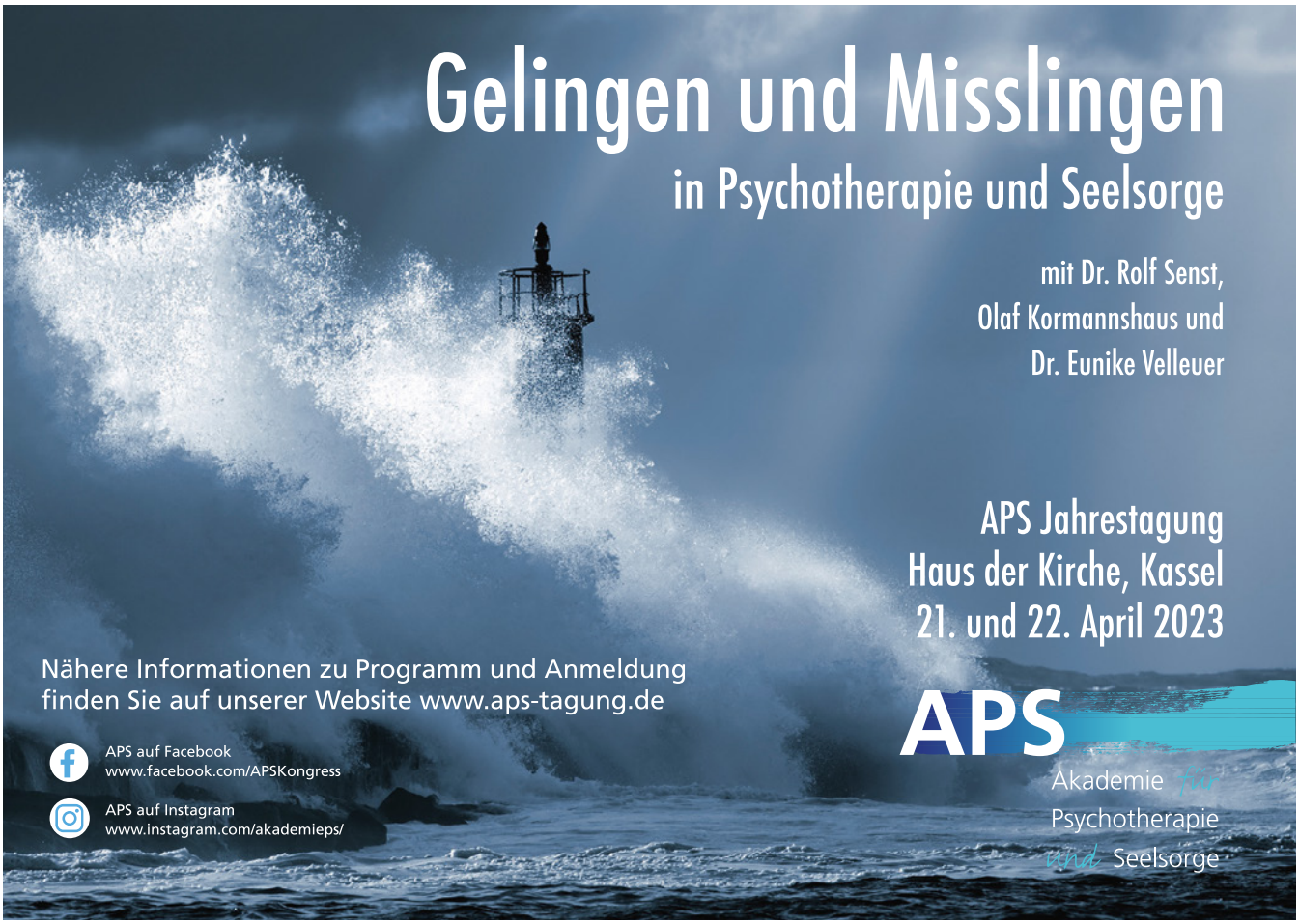
Nach meiner Ausbildung zur Krankenschwester habe ich fast zehn Jahre auf verschiedenen Intensivstationen gearbeitet, auch in leitender Position. Trotz der Wechsel stellte sich jedes Mal nach ca. zwei Jahren auf einer Station das Bedürfnis ein, etwas Neues zu lernen. So war ich froh und dankbar, als es endlich möglich war, Pflegewissenschaft zu studieren.

Im Anschluss ans Studium hatte ich nur wenig Gelegenheit zu arbeiten, denn relativ schnell stand die zu versorgende Familie im Vordergrund. Mein Ex-Mann war die Woche über beruflich nicht vor Ort, was einen Einstieg zurück in den Job für mich deutlich erschwerte, denn die Kinderbetreuung war im ländlichen Bereich noch nicht gut ausgebaut.

So übernahm ich nach vielen Jahren als Hausfrau und Mutter die Leitung eines Standortes für einen Besuchs- und Betreuungsdienst. Die Kinder wurden selbstständiger, der Ex-Mann ging eigene Wege und so nutzte ich die Möglichkeit, mich für die übergeordnete Leitung von sechs Standorten zu bewerben, was bedeutete, dass ich einen langen Fahrtweg in Kauf nehmen und auch Überstunden machen musste. So kam ich oft erst spät nach Hause und war froh, dass beide Kinder für ein Jahr in die USA gingen und dort gut versorgt waren.
Nach einigen Jahren in dieser Position spürte ich zunehmend, dass ich meine pflegerische Expertise gern mehr in meinen beruflichen Alltag einbringen würde. So sehr ich auch Freude hatte an meiner Arbeit, fragte ich mich, ob ein Weg zurück ins Krankenhaus möglich wäre. Und trotzdem mir klar war, dass der Alltag im Krankenhaus anstrengend und herausfordernd werden würde, freute ich mich, als ich eine Stelle in der Pflegedirektion ganz in der Nähe in einem großen Klinikum entdeckte. Nun bin ich bereits zweieinhalb Jahre wieder im Krankenhaus und freue mich über meine Aufgaben, die sehr vielfältig sind und ich sehr viel lerne, was mir sehr entspricht.
Im Rückblick sehe ich, wie sich auch in schwierigen Zeiten immer wieder neue Türen geöffnet haben und ich neue Wege im Vertrauen gehen konnte und kann, denn: „Der Herr wird seinen Engel mit dir senden und Gnade zu deiner Reise geben.“ 1. Mose 24, 40

Marion Meyer, *Dipl. Pflegewirtin (FH, Pflegewissenschaft), Hamburg*

Anzeige



WOHIN GEHT DIE REISE?

ES HAT SICH ETWAS VERÄNDERT

Wir sitzen mit einer Tasse Kaffee beieinander und ich frage Juliane: „Wie geht es dir derzeit?“ Juliane überlegt eine Weile und wiegt den Kopf unentschlossen hin und her. „Ehrlich gesagt belastet mich die Situation bei uns auf der Station immer mehr.“ Sie arbeitet auf der Palliativstation im Krankenhaus und erzählt mir, dass sie erlebt, wie aus ihrer Sicht der palliative Gedanke immer mehr in den Hintergrund gedrängt wird. „Aufgrund der finanziellen Vorgaben müssen wir immer mehr funktionieren. Das widerstrebt meinem Inneren. Ich weiß, wie bedeutsam der Prozess am Ende des Lebens ist. Aber erst vergangene Woche mussten wir das Zimmer eines gerade Verstorbenen möglichst schnell frei räumen, damit ein neuer Patient es belegen kann. Das hätte es früher nicht gegeben. Für mich ist es wie ein Verrat an dem, was mir wichtig und auch heilig ist“, erzählt Juliane.

AN WELCHEM PUNKT TRIFFT ES MICH?

So ähnlich wie Juliane geht es vielen. Wenn ich in Seminaren die Frage stelle, was derzeit als herausfordernd erlebt wird, so höre ich beispielsweise:

- „Wir haben zu wenig Personal für das, was an Aufgaben da ist.“
- „Es bleibt immer weniger Zeit für das Wesentliche. Ständig gibt es neue Regelungen und Verordnungen.“
- „Die Kolleg/innen machen nur noch Dienst nach Vorschrift und sabotieren damit das Wir-Gefühl im Team.“
- „Es geht nur noch um Geld und Profit.“

Doch auch wenn die Situationen sich im Außen ähneln, trifft oder „triggert“ es jede und jeden ganz persönlich: Die Frage lautet: „Habe ich einen Leidensdruck? Was löst diesen Leidensdruck in mir aus?“ Unser persönlicher Leidensdruck entsteht im gegenwärtigen System beispielsweise dann, wenn wir…

- gegen etwas ankämpfen, was wir nicht ändern können. Das ist besonders dann schmerzhaft, wenn wir uns zu 100% moralisch im Recht sehen.
- uns zu sehr verantwortlich fühlen für diejenigen, die uns anvertraut sind. Dies gilt vor allem dann, wenn wir dauerhaft das Wohl der Patienten oder Klienten über das eigene Wohl stellen.
- das strukturelle Defizit ausgleichen wollen und Angst haben vor der Konsequenz, wenn „der Laden zusammenbricht“. In diesem Sinne ist ein bekannter Leidensdruck erträglicher als eine erwartete Katastrophe.
- zwar körperlich anwesend sind und arbeiten, innerlich jedoch schon gekündigt haben.
- uns dauerhaft ärgern über die Einstellung oder das Verhalten von Kolleg/innen und Vorgesetzten.

Angesichts des persönlichen Leidensdrucks ergibt sich die persönliche Frage: „Was bedeutet dies für mich? Ist es mein Weg, im System zu bleiben? Oder ist es an der Zeit zu gehen?“

WAS IST FÜR SIE „DRAN"?

„GOTT, GIB MIR DIE GELASSENHEIT, DINGE HINZUNEHMEN, DIE ICH NICHT ÄNDERN KANN, DEN MUT, DINGE ZU ÄNDERN, DIE ICH ÄNDERN KANN, UND DIE WEISHEIT, DAS EINE VOM ANDEREN ZU UNTERSCHEIDEN." (Reinhold Niebuhr)

Wenn wir einen Leidensdruck spüren, ist dies ein Indiz dafür, dass wir uns mit Dingen beschäftigen, die sich außerhalb unseres Spielraumes befinden. Als Gläubige dürfen wir all das, was wir nicht beeinflussen, können getrost Gott anvertrauen. Das gibt uns den Freiraum, unsere Aufmerksamkeit voll und ganz auf das zu richten, was sich in unserem Einflussbereich befindet. Um diesen (wieder) zu entdecken und zu gestalten, haben wir drei Optionen:

1. **Wo ist es für mich dran, aktiv und mutig für Veränderung einzutreten? (CHANGE IT)**

2. **Wo Ist der Anspruch an mich, meine Haltung zu ändern, um gelassener zu werden? (LOVE IT)**

3. **Ist es für mich dran, das System zu verlassen? (LEAVE IT)**

1. FRAGE: IST ES FÜR MICH DRAN, FÜR VERÄNDERUNG EINZUTRETEN?

Wenn Sie angesichts der Situation konstruktiv für eine Veränderung eintreten möchten, ist es wichtig, dass Sie sich fragen: „Was kann ich verändern? Und habe ich den Mut, für mich oder andere einzutreten?" Vielleicht ist der persönliche Anspruch der Situation an Sie, aus der Deckung zu kommen und das stille Leiden zu beenden? Das kann heißen, dass Sie authentisch Ihre Meinung sagen und Position beziehen, wo es nötig ist. Wir leiden und grübeln oft deswegen, weil wir etwas mit uns herumtragen, was eigentlich an der richtigen Stelle ausgesprochen gehört.
Bei der Frage: „Wo trete ich für Veränderung ein und zeige mich?" können wir kreativ sein. Neulich erzählte mir eine Mitarbeiterin, dass einige aus ihrer Abteilung einen Klagebrief an das Bundesgesundheitsministerium geschrieben hatten. Auf meine Frage hin, ob sie sich eine Antwort erhoffe, meinte sie: „Nein. Es war uns wichtig, aus der Ohnmacht herauszukommen und zu handeln. Wir erwarten keine Reaktion." Wenn wir durch aktives Handeln aus der Ohnmacht herauskommen und dabei den Erfolg nicht nur an der erwünschten Reaktion festmachen, sondern am Mut, den wir hatten, dann können wir persönlich an der Situation reifen.

2. FRAGE: GEHT ES DARUM, MEINE HALTUNG ZU ÄNDERN?

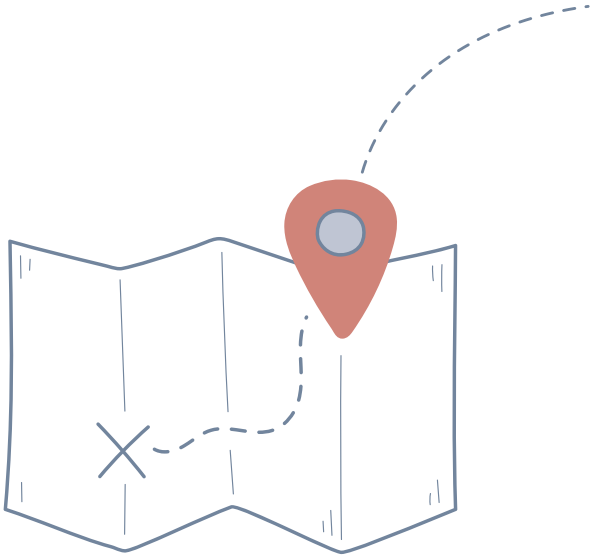
Manchmal denken wir, es müssten sich erst die Umstände ändern, bevor wir uns wohl fühlen können. Wir können jedoch gelassener werden, wenn wir uns innerlich neu ausrichten. Einige Impulsgedanken dazu:

- Wenn wir etwas oder jemanden nicht zu ändern vermögen, so können wir uns die ehrliche Frage stellen: „Wem nützt es, wenn ich mich darüber aufrege und immer pessimistischer werde?"

- Braucht es Geduld? Vielleicht ist der richtige Zeitpunkt für Veränderung noch nicht da?

- Wir sehen immer nur winzige Ausschnitte vom großen Ganzen. Es erleichtert, Gott all das in die Hand zu legen, was wir nicht beeinflussen können. Vielleicht siebenmal am Tag.

- Vielleicht sehe ich manches nicht, was sich derzeit zum Positiven verändert? Es kann helfen, wenn wir uns dafür



entscheiden, auf das zu schauen, was blüht. Auch in der Wüste wachsen Blumen! Wo erkenne ich das Schöne in meinem Umfeld?

- In der gegenwärtigen Situation kommen wir alle in irgendeiner Weise in Kontakt mit unseren persönlichen Begrenzungen. Wir leiden in irgendeiner Form auch an uns selbst; vor allem in einem Umfeld, in dem uns die Grenzen unserer Belastbarkeit so deutlich aufgezeigt werden und die eigenen Ansprüche nicht mehr umgesetzt werden können. Vielleicht ist es „dran“, falsche Selbstbilder zu verabschieden und ehrlich zu uns selbst zu sein? Es kann entlasten, wenn ich mir zugestehe: „Ich darf Fehler machen. Ich darf mich manchmal schwach fühlen. Es darf sein, dass andere von mir enttäuscht sind. Es ist ok, wenn ich manch einem am liebsten den Kragen herumdrehen möchte.“ Was dürfen Sie sich zugestehen?

- Wenn zwischenmenschliche Situationen eskalieren und das Gegenüber laut oder unverschämt reagiert, kann dies verletzen. Intuitiv kann es sein, dass wir dies persönlich nehmen und denken: „Ich habe etwas falsch gemacht.“ Vielleicht können Sie üben, sich in solchen Begegnungen innerlich zu sagen: „Offensichtlich geht es dir gerade nicht gut. Früher habe ich das persönlich genommen.“ Damit kommen Sie in eine Beobachterposition und gewinnen innere Distanz zum Geschehen.

- Schließlich: Wir definieren uns oft über unser TUN. Wichtig ist auch unser DA-SEIN. Wenn wir etwas nicht ändern können, ist es vielleicht wichtig, dass wir DA sind und die Ohnmacht gemeinsam aushalten. Getreu dem Motto: Geteiltes Leid ist halbes Leid. Und darauf vertrauen, dass Gott sein Wort hält: „ICH BIN DER ICH BIN DA!“ Im Hier und Jetzt! **Was hilft Ihnen, gelassener zu werden?**

3. Frage: Ist es für mich an der Zeit, das System zu verlassen?

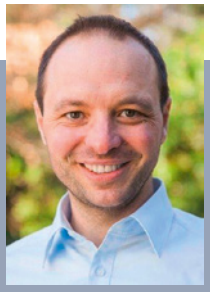
Eine gewohnte Situation zu verlassen, selbst wenn sie als leidvoll erlebt wird, kostet Überwindung und Mut. Viele erleben dies als Kapitulation. Eine Kapitulation gibt es jedoch nur in Kampfsituationen. Wir können uns dann fragen: „Wofür oder wogegen habe ich gekämpft?“ Es schenkt Gelassenheit, wenn wir aus dem Kampf aussteigen.

Fred erzählt mir seine Strategie: „Wenn eine Situationen eskaliert, bin ich mittlerweile konsequent und sage: "So kommen wir hier nicht weiter. Ich gehe jetzt." Wenn ich dann einige Zeit später wieder zurückkomme, erlebe ich regelmäßig, dass sich die Atmosphäre geändert hat und es konstruktiver weitergehen kann. Der Kampf ist beendet.“ Manchmal muss man ein System verlassen, damit sich etwas ändert. Diese Dynamik gilt im Kleinen wie im Großen.

Kommen wir nochmals zurück auf das Gespräch mit Juliane zu Beginn. Ich spreche mit ihr darüber, wie es für sie weitergehen kann. „Im Moment befinde ich mich in einer Art Zwischenphase, in der etwas Neues reifen möchte. Ich weiß derzeit nicht, wohin mein Weg mich führen wird. Vor einigen Tagen habe ich Gott gebeten: Zeige du mir meinen Platz! Eine Seite in mir sagt, dass es wichtig ist, zu bleiben und die Ohnmacht mit auszuhalten. Ich möchte niemanden im Stich lassen. Andererseits frage ich mich, ob es an der Zeit ist, dieses System zu verlassen. Um meinetwillen. Ich möchte mir Zeit lassen mit der Beantwortung dieser Frage und gut hineinspüren, was Gott mir sagt. Ich vertraue darauf, dass er mir in meinem Herzen mitteilt, wohin meine Reise gehen wird.“

Fazit

„Bleibe ich? Oder gehe ich?“ Es gibt hierbei kein „Richtig“ oder „Falsch“. Das Entscheidende ist nicht, wofür wir uns im Außen entscheiden. Wichtig ist vor allem, dass wir auf unser Herz hören und unsere Entscheidung möglichst bewusst treffen. Dazu gehört auch, Frieden zu schließen mit den Konsequenzen, die sich aus der Entscheidung ergeben. Wenn wir uns bewusst und beherzt entscheiden, dürfen wir darauf vertrauen, dass dies letztlich zum Wohle aller ist und dass die Entscheidung unter dem Segen Gottes steht.



Andreas Rieck, Stuttgart
Referent im Bereich Weiterbildung und Spiritualität, Marienhospital, freiberuflicher Seminarleiter und Coach, www.andreas-rieck.de

BLEIBEN ODER GEHEN?

DENKANSTÖßE AUS DER BIBEL ZUM UMGANG MIT DEM PHÄNOMEN DES STILLSTANDS

Der Unternehmensberater Johann Tikart hat in den 90er Jahren als Geschäftsführer die Struktur des bekannten Unternehmens Mettler-Toledo konsequent mitarbeiterfreundlich umgestaltet und dadurch einiges Aufsehen erregt. Wenden Sie bitte seine folgenden Aussagen eins zu eins auf christliche Institutionen und Kirchengemeinden an. Dann finden Sie sich mit mir in derselben Startposition für alles Weitere in diesem Beitrag ein.

„Die meisten Unternehmen haben gar keine Vision. Und wenn sie eine haben, dann ist sie untauglich." Das heißt nicht, dass sie keine Ziele haben. Aber: „Ein Ziel ist etwas, auf das ich glaube zugehen zu wollen. Eine Vision ist etwas, das in der Ferne steht und mich anzieht, fast magisch begeistert, das übergeordnet trägt. Nur eine Vision, die echte Kraft hat, ist eine Vision" (Tikart, 2002, S.87f).

Ein ganz wichtiges Ziel der Großkirchen ist derzeit die Agenda 2030. Da geht es um dringliche Maßnahmen. Ich möchte jedoch behaupten, dass sich die Kirche und ihre Institutionen nur erneuern werden, wenn sie Visionen mit „echter Kraft" entwickeln. Aber vielleicht müssen sie dazu erst einmal aufwachen?

WAS „GEHEN" FÜR DIE ERSTEN CHRISTEN HIEß

Das Suchen nach „der zukünftigen Stadt" (Hb 13,14), dem „himmlischen Jerusalem", bestimmte das Unterwegssein der Urchristenheit. Jesus malt das Bild von den fünf klugen und den fünf törichten Jungfrauen, die auf die Ankunft des Bräutigams warten, die einen mit brennendem Öl, die andern ohne (Mt 25,1-13). Es wird spät. „Als nun der Bräutigam lange ausblieb, wurden sie alle schläfrig und schliefen ein" (V5). Das Urchristentum verstand unter dem Spätwerden etwas anderes als die Kirche danach. Es lebte mit dem visionären Zukunftsbild der „Naherwartung". Der Untergang Jerusalems im Jahr 70 schien ein deutliches apokalyptisches Zeichen der allerletzten Zeit zu sein. Man erinnerte sich an die Worte Jesu dazu und erwartete, dass er sehr bald wiederkommen würde, um nach den Presswehen der Endzeit die Herrschaft Gottes zu vollenden. Dieser Katas-

trophe folgte die bittere Erfahrung der Christen, so wie die Juden überall im Römischen Reich allenfalls toleriert, nicht selten aber auch unter Druck gesetzt wurden, misshandelt und getötet zu werden.

Für die damaligen Christen gab es nur eine Devise: weitergehen bis zum nah erwarteten Ziel. Aber die prophezeite Müdigkeit aller zehn Jungfrauen scheint sich bestätigt zu haben. Das Buch der Offenbarung nimmt die schwierige Lage der Christen zum Anlass, die Lehre von der allerletzten Zeit bis zum Herabkommen des himmlischen Jerusalems auf die Erde so zu vertiefen und zu entfalten, dass die Christen neuen Mut fassen, die allerletzte Strecke ihres Pilgerwegs noch durchzustehen. Im Anfangsteil werden die „sieben Sendschreiben" des zum Himmel aufgefahrenen Christus an sieben Christengemeinden verlesen. „Ich kenne deine Werke", sagt der Auferstandene den Seinen in Sardes. „Du hast den Namen, dass du lebst, und bist tot" (Off 3,1). Und der Gemeinde von Laodicea lässt er verkünden: „Ich kenne deine Werke, dass du weder kalt noch warm bist. Ach dass du kalt oder warm wärest! Weil du aber lau bist und weder warm noch kalt, werde ich dich ausspeien aus meinem Munde. Du sprichst: Ich bin reich und habe mehr als genug und brauche nichts!, und weißt nicht, dass du elend und jämmerlich bist, arm, blind und bloß" (VV 14-17).

Das sind Weckrufe. Viele Christen unserer Tage glauben, dass die vielen lauen Christen in ihrem Todesschlaf endlich wieder eine „Erweckung" brauchen wie damals, zur Zeit der so genannten „Erweckungsbewegung", um wieder so in Bewegung zu kommen wie die Urchristenheit. Aber wir sollten das Urchristentum lieber nicht zu sehr idealisieren. Außerdem gilt es zu fragen, was unter dem Schlafen und dem Aufwachen eigentlich konkret zu verstehen ist.

Der Stillstand des Kreisels

Den erwähnten Bibelstellen nach ist der Schlaf so etwas wie ein Todeszustand. Darin liegt die Hoffnung, dass scheinbar tote Christen und Gemeinden womöglich nicht erst von den Toten auferweckt werden müssen, um wieder in Bewegung zu kommen. Sie sind wie tot, weil sie schlafen. Es steht eigentlich alles still.

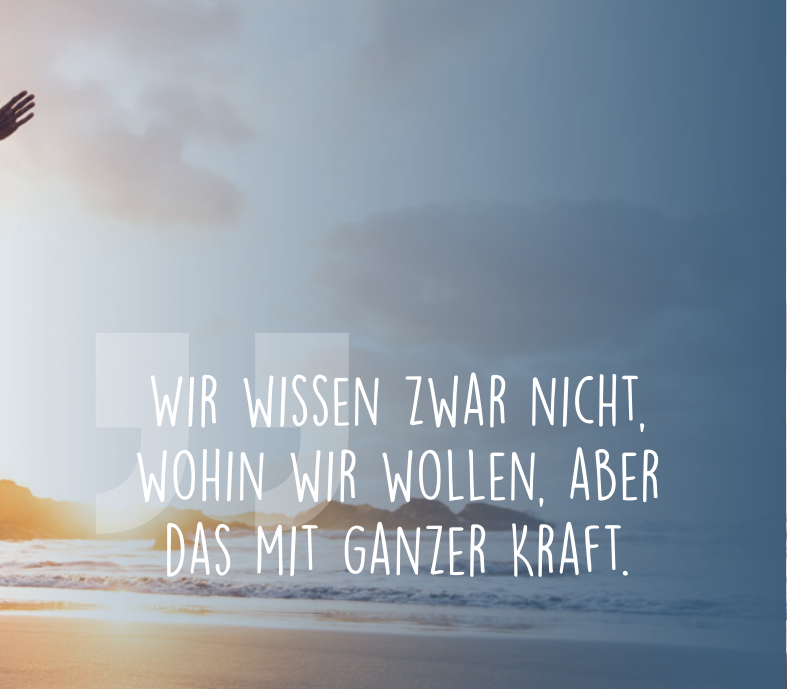
Es gibt versteinerte Gemeinden. Aber Stillstand ist nicht unbedingt Erstarrung. Es gibt genau wie den konservativen auch den progressiven Stillstand. Er kann durchaus dynamisch und flexibel wirken, durchaus auch ganz modern. Doch es handelt sich um die Flexibilität der bequemen Anpassung und die Dynamik der Selbstoptimierung. Es ist der Stillstand des Kreisels. Der Kreisel ist in Bewegung und doch bewegt er sich nicht. Er dreht sich um sich selbst. Christen und Gemeinden dieser Art mögen sogar von der

Konzentration auf die Mitte reden, aber sie meinen damit den Aktivismus, der benötigt wird, damit der Kreisel nicht umkippt. Sie sind darum einerseits immer in Bewegung und andererseits bewegen sie nichts. „Ich bin reich und habe mehr als genug und brauche nichts!" Genau so denken sie. Aber ihre Wirkung ist lau.

„Wie der Leib ohne Geist tot ist, so ist der Glaube ohne Werke tot", sagt Jakobus (Jakobus 2,26). Jakobus hat viel Kritik dafür einstecken müssen. Den Geist und das Werk zusammenzubringen, das sei doch Werkgerechtigkeit! So argumentieren laue Christen, um sich selbst zu rechtfertigen. Aber Jakobus meint mit „Werk" nichts anderes als „Wirkung". Laues Christentum ist wirkungslos. Lau ist die Wirkung, weil im Inneren des Kreiselns Trägheit herrscht und weil er von außen betrachtet langweilig und enttäuschend ist. Langweilig heißt: nicht besonders attraktiv. Enttäuschend heißt: nicht besonders freundlich.

Das Selbstoptimierungskreiseln um die eigene Mitte, auch wenn man ihr den Namen „Jesus" gibt, kennzeichnet, biblisch gesprochen, den Geist der Welt. Glaube ohne Wirkung ist ein religiöses Allerweltsgekreisel und als solches wie der Leib ohne sein Haupt. Kirche dieser Art ist eine religiöse Vereinigung unter vielen anderen mit Wohltätigkeitsaspekten und einem mehr oder weniger starken Faible für Spirituelles und Gemeinschaftliches.

Tief empfindende Menschen hat so etwas schon immer abgestoßen. „Ausspeien aus meinem Mund" meint das ja auch: Es ist ungenießbar. Um nicht zu sagen: Es ist zum Erbrechen. Dem Christentum ist dadurch jede Menge berechtigte Kritik erwachsen, teils aus den eigenen Reihen, teils mehr oder weniger von außen. Der Schriftsteller Henry Thoreau zum Beispiel hat sich im 19. Jahrhundert vom Geist des Kreiselns auf sprachlich meisterhafte Weise distanziert. In „Walden", seinem Tagebuchbericht einer Zeit des Rückzugs in die stille Einsamkeit der Natur, nimmt er die



Außenseiterperspektive ein, um das Innenleben der damaligen Gesellschaft zu reflektieren, mitsamt der Kirche mittendrin. „Ich habe an Tafeln gesessen, wo es Speise und Trank in Fülle gab, nebst beflissener Bedienung; aber Aufrichtigkeit und Wahrheit gab es nicht, so dass ich hungrig von dem ungastlichen Mahl aufstand. Die Gastfreundschaft war so kalt wie das Eis, das es zum Nachtisch gab“ (Thoreau, 2017, S.315f). Die Kälte solch oberflächlichen Miteinanders ist typisch für den Geist der Welt und ich möchte meinen, heute wirklich mehr denn je. Die Coolness des medialen Netzwerks, das sich so sehr gemeinschaftlich gebärdet, ist im Innern gnadenlos kalt, und die Algorithmen, die das Netz zusammenweben, gehen aus der eiskalten Berechnung der Konzerne hervor. Aber das ist natürlich nicht Kirche, oder? „Ach dass du doch wenigstens kalt wärest, wenn du schon nicht warm bist“, sagt der prophetische Geist. Wenn du dich wenigstens ehrlich dazu bekennen würdest, die Prioritäten so zu setzen wie alle Welt, die dem Mammon huldigt.

Nein, das Christentum nach dieser Art ist nicht genau wie alle Welt. Es ist nicht so kalt. Es ist lauwarm. Es legt Wert darauf, nett zu sein, mitunter sogar sehr. Es ist weit davon entfernt, Böses im Sinn zu haben oder gar zu tun. Man will sich auch nicht allzu wichtig tun. „Ich brauche nur an die Predigten erinnern“, fährt Thoreau fort, inspiriert durch den Gedanken an die eiskalte Party. „Da kommen zwar Wörter wie Freude und Trauer vor, aber nur als Kehrreim eines Kirchenlieds, mit näselnder Stimme gesungen; im Übrigen glauben wir an den großen Durchschnitt“ (ebd., S. 317). Weil wir den Glauben ohne Werke pflegen. „Wir sind überzeugt, daß sich außer den Kleidern nichts ändern lässt“ (ebd.).

SPITZ ODER STUMPF

Was ist ein wacher Sinn und was heißt Aufwachen und „Erweckung“ vor diesem Hintergrund? Hören wir für einen Moment einem anderen hellwachen Kritiker des Christentums seiner Zeit zu, den die Kirche, durch sein Lehren und Schreiben empfindlich gestört, heftig und fälschlich als Atheist gebrandmarkt hat: Johann Gottlieb Fichte. In seiner „Anweisung zum seligen Leben“, das sind Vorlesungen des reifen Fichte zu Beginn des 19. Jahrhunderts, die er als ernsthaft um die Wahrheit ringender bekennender Christ gehalten hat, beleuchtet auch er das Phänomen des lauen Christseins und analysiert seine Gründe. Es sind Menschen, die sich nicht sammeln und darum nicht zu sich kommen. Wer aber nicht zu sich kommt, der ist nicht bei sich. Er hat in diesem Zustand „gar keine Selbstständigkeit, er existiert gar nicht, als ein für sich bestehendes Reales, sondern bloß als eine flüchtige Naturbegebenheit“ (Fichte, 1983, S.106). Wir können es auch so ausdrücken: Er lebt nicht, er lässt sich leben. „Die Selbstständigkeit kehrt der Welt eine Spitze zu“, fährt Fichte fort; „die Unselbstständigkeit eine stumpf ausgebreitete Fläche. In diesem ersten Zustande allein ist Kraft, und Selbstgefühl der Kraft; darum ist auch nur in ihm eine kräftige, und energische Auffassung und Durchdringung der Welt möglich.“ Wenn das fehlt, so fehlt auch der Geist, und mit dem Geist die Wirkung, wie Jakobus lehrt. „Der Geist“, sagt Fichte, ist „gar nicht mit dabei, und so verblasset ihm seine Welt, und er erhält, statt des lebendigen Wesens nur einen grauen Schatten, und ein Nebelgebilde“ (ebd.). Nach Fichte sind das Menschen, die zwar um sich selbst kreisen, aber doch nicht ernsthaft genug danach fragen, wer sie eigentlich sind und sie eigentlich da sind: „Was kümmert’s mich, ich muss eben sehen, was aus mir werden wird, und mich verbrauchen, wie ich werden werde; es wird sich schon finden. So sind sie von sich selbst verschmäht, verlassen, und aufgegeben“ (ebd., S.107f). Das nennt er eine „Schilderung der geistigen Nicht-Existenz, oder mit dem Bilde des Christentums, des Totseins, und Begrabenseins, bei lebendigem Leibe“ (ebd., S.109).

Warum ist ein solcher Zustand bis zum Erbrechen ungenießbar? „In ihm ist keine Liebe“, lautet Fichtes schlichte Antwort. Auch kein Hass, allerdings. Möglicherweise sogar eitel Harmonie. Die Fäden solcher Netzwerke bestehen aus Nettigkeiten. Besonders freundlich wirkt das nicht. Menschen, die Liebe suchen und Liebe geben wollen, zieht es nicht an.

Einem Christsein der stumpfen Anpassung fehlt das Niveau. Es ist langweilig. Es ist nicht innovativ. Es bewegt nichts, weil es sich selbst nicht bewegt. Es bleibt oberflächlich. Stille heißt hier nicht, zu sich zu kommen, sondern die Ruhe nicht zu stören. Und wer etwas bewegen will, wird ganz sanft und nett, jedoch nicht wirklich freundlich, in die Außenseiterposition befördert, wo er möglichst wenig stört. Wenn er aber geht, weint ihm niemand eine Träne nach.

Warten mit brennendem Öl

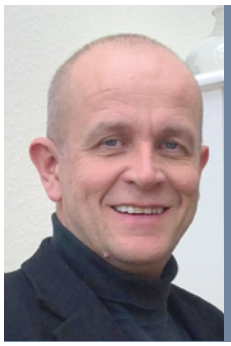
Ich habe sehr lang gebraucht, bis ich begriffen habe, dass die Bewegungslosigkeit des Kreisels in christlichen Institutionen und Gemeinden heimliches Motto ihres Systems sein kann. Es sind kranke Systeme mit vermutlich hoher Stabilität, aber sie wirken insgesamt nicht besonders krank, sie können sogar einen recht lebendigen Eindruck machen. Man fragt sich nur, wenn man etwas bewegen möchte, warum sich nichts bewegen lässt, und man fragt sich, warum die allgemeine Nettigkeit nicht herzlicher ist.

Bleiben oder gehen? Dazu gibt es viel zu sagen und zu lesen bei evident schlimmen Zuständen, wenn man gemobbt wird oder missbraucht oder unter sonstigen evident unwürdigen Verhältnissen zu arbeiten hat. Aber die lauwarme Bewegungslosigkeit? Die ist doch immerhin noch lauwarm und tut doch niemand was. Darum wird sie zu wenig hinterfragt.

Ich möchte folgende Regeln für den Umgang mit christlichen Systemen dieser Art ins Gespräch bringen, vorerst nur skizziert als Denkanstoß.

Merkmale eines solchen „Kreiselsystems" können zum Beispiel sein:

- Irrationaler Widerstand gegen eigentlich sinnvolle Initiativen
- Oberflächliche Harmonie ohne herzliche Verbundenheit
- Häufige Unachtsamkeit, Resonanzlosigkeit und mangelnde Wertschätzung
- Oberflächliche Begeisterung für Unterhaltsames und Modisches
- Besondere Betonung von rituell Gewohntem und der Funktionalität des Amtlichen
- Kultivierte Selbstzufriedenheit und dementsprechende wechselseitige Bestätigung
- Aktivismus auf Kosten der Nachdenklichkeit
- Verzicht auf ernsthafte Meditation



Dr. phil. Hans-Arved Willberg
Ettlingen, Sozial- und Verhaltenswissenschaftler, Philosoph und Theologe, Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Spiritualität und Gesundheit (FISG), www.rish.ch/de

Regelhafte Anregungen für Betroffene mit brennendem Öl in der Lampe können zum Beispiel sein:

- Vorsicht – mach dich nicht zum Opfer! Du musst damit rechnen, nicht nur mit deinen Vorschlägen, sondern erst recht mit deiner Kritik und ehrlichen Mitteilungen deiner Enttäuschung nicht verstanden und dadurch zum unliebsamen Störfaktor (Spielverderber) zu werden, den das System längerfristig ausscheiden wird.
- Vorsicht – lass dir die Energie nicht rauben! Ein solches System hat immer irgendeinen netten Job für dich. Dein geduldiges Warten darauf, dass sich etwas bewegt, solltest du längerfristig nicht mit dem Preis bezahlen, Verbindungen und Verpflichtungen einzugehen, die nicht zur Veränderung beitragen, sondern nur zur Systemstabilisierung.
- Sorge für dich selbst, indem du deine Kompetenzen ernst nimmst und dich darum kümmerst, dass aus diesen Gaben das wirklich Beste wird. Suche und finde den Mut dazu!
- Bleibe nicht zu lang in einem Umfeld ohne lebendige, begeisternde Vision und lass dich nicht anstecken von einem Pragmatismus, der aus dem lebendigen Geist „einen grauen Schatten, und ein Nebelgebilde" werden lässt.

Es wird wichtig sein, sich intensiv mit den Kreiselsystemen zu beschäftigen, um ihre Eigendynamik und ihre Folgen genau analysieren zu können. Dieser Beitrag ist ein vorläufiger Zugang von der Bibel her. Ich würde mich freuen, wenn etwas dadurch in Bewegung kommt...

Literatur

Fichte, J.G. (1983). Die Anweisung zum seligen Leben, Hg. H. Verweyen. 3., durchg. Aufl. Philosophische Bibliothek, Bd. 234. Hamburg: Felix Meiner.

Thoreau, H.D. (2017). Walden: Der Traum vom einfachen Leben. Aus d. Amerik. übers. u. mit einem Nachw. v. F. Güttiger. Ditzingen: Reclam.

Tikart, J. (2002). Führung beginnt beim Ich: Unternehmenserfolg durch Wertebindung. Stuttgart: edition sme.

DIAKONIE UND ÖKUMENISCHE SOLIDARITÄT

Das gemeinsam vom Ökumenischen Rat der Kirchen (ÖRK) und der ACT Alliance veröffentlichte Dokument „Zur Verwandlung aufgerufen. Ökumenische Diakonie“ soll den Kirchen und ökumenischen Partnern aus aller Welt als eine Plattform für gemeinsame Reflexion und gemeinsames Handeln dienen.
Die Publikation skizziert die theologischen Elemente von Diakonie und bietet praktische Inhalte für diejenigen, die in diakonischen Diensten und Werken tätig sind. Bischof Dr. Heinrich Bedford-Strohm, der Vorsitzende des ÖRK-Zentralausschusses, begrüßte die Nachricht von der Fertigstellung der deutschsprachigen Fassung und nahm sich Zeit, in Worte zu fassen, warum Diakonie für ihn so wichtig ist. „Die Diakonie ist Kirche“, erklärte er. „Und in einer Zeit, in der es immer weniger selbstverständlich ist, dass auf die Kirchen gehört wird, dass die Kirchen eine Orientierungsfunktion für die Gesellschaft haben – in solchen Zeiten ist es umso wichtiger, dass wir uns zeigen als Kirche. Dass wir uns als Kirche durch die Diakonie zeigen.“

Bedford-Strohm betonte, dass er überzeugt sei, dass die allermeisten Menschen helfen wollen, die Welt zu einem besseren Ort für alle zu machen. „Wenn wir Not vor Augen haben, wenn wir Not entweder vor der Haustür oder eben auch in ferneren Ländern vor Augen haben, haben wir den Impuls zu helfen“, sagte er. „Wir wollen, dass Menschen, die in Not sind, geholfen wird, dass Not überwunden wird. Und deswegen ist die Diakonie so wichtig.“ Des Weiteren sprach Bedford-Strohm über die biblischen Wurzeln diakonischen Engagements. „Das Doppelgebot der Liebe – du sollst den Herrn deinen Gott lieben von ganzem Herzen, von ganzer Kraft, von ganzem Gemüt und deinen Nächsten wie dich selbst“, erklärte er. „Das ist der Kern der Weisung, die Jesus uns mit auf den Weg gegeben hat. Die Liebe steht im Zentrum und man kann nie das Beten und die Nächstenliebe voneinander trennen.“ Gott zu lieben und den Nächsten zu lieben, würden untrennbar zusammengehören, sagte er weiter. „Und deswegen kann man nicht sagen, der Gottesdienst ist das Zentrale – oder umgekehrt, das Helfen ist das Zentrale. Sondern das eine und das andere hängt untrennbar zusammen. Und deswegen ist die Diakonie eine unverzichtbare Dimension von Kirche“, unterstrich er. „Die alltägliche Diakonie im Handeln aus Nächstenliebe anderen Menschen gegenüber, aber auch die Institution Diakonie – das Diakonische Werk, die Diakonie Katastrophenhilfe hier in Deutschland und die vielen weltweiten Zusammenschlüsse, die helfen, dass Menschen überall auf der Welt Hilfe erfahren, aus christlicher Nächstenliebe Hilfe erfahren. Und dabei spielt die Konfession keine Rolle.“

Bedford-Strohm brachte auch seine Dankbarkeit für das ökumenische Dokument zum Ausdruck. „Nicht nur, weil es die verschiedenen konfessionellen Traditionen zusammenbringt und zusammendenkt und eine gemeinsame Grundlage formuliert, sondern ich bin auch sehr dankbar dafür, weil es eines ganz deutlich macht, was mit unserem christlichen diakonischen Engagement untrennbar verbunden ist, nämlich dass es immer den Horizont der Welt als Ganzes in den Blick nimmt“, erklärte er. „Man kann keine nationale Diakonie machen oder gar an den Landeskirchen orientierte Diakonie machen. Sondern Diakonie ist immer eine Aufgabe, die den Menschen unabhängig von seinen nationalen, religiösen oder kulturellen Hintergründen her in den Blick nimmt.“

Bischof Dr. Heinrich Bedford-Strohm im Video zum Dokument:

Kostenloser Download des Dokuments:
www.oikoumene.org/de/news/major-wcc-and-act-publication-on-ecumenical-diakonia-now-available-in-german

WIE DER FOKUS AUF MITARBEITERGESUNDHEIT IHR UNTERNEHMEN VORAN BRINGT UND MITARBEITENDEN DAS BLEIBEN ERLEICHTERT

DAS BLEIBEN ERLEICHTERN

Betriebliches Gesundheitsmanagement (BGM) und Betriebliche Gesundheitsförderung (BGF) klingen für viele Führungskräfte nach Aufwand mit fraglichen Resultaten. Dabei ist der Fokus auf Mitarbeitergesundheit eine noch immer unterschätzte Ressource, die mit ausschlaggebend dafür ist, ob Arbeitnehmer bei ihrem Träger bleiben oder ihm den Rücken zukehren. Daher mein Aufruf an Unternehmen und vor allem an Einrichtungen im Gesundheitswesen und der Kirche: Machen Sie die Gesundheit Ihrer Mitarbeiter zur Priorität!

IDEEN FÜR FÜHRUNGSKRÄFTE

Ihre konkrete Zielgruppe, z. B. Patienten, zuerst im Blick zu haben ist selbstverständlich sinnvoll und notwendig – sofern es nicht Ihr einziger Fokus ist. Dabei sind insbesondere Sie als Führungskräfte gefragt: Wenn Sie umdenken, den Wert von Mitarbeitergesundheit anerkennen und Strukturen ermöglichen, damit Mitarbeiter ihre Gesundheit im Blick haben und sich im Krankheitsfall klarer Kommunikation und der Unterstützung ihrer Vorgesetzten sicher sind, bewegen Sie viel. Selbst wenn Ihnen nicht viele Mittel zur Verfügung stehen – Ihre Haltung ist zentral und es gibt genügend niedrigschwellige Ideen, die leicht umzusetzen sind und erste Anstöße bieten:

1) Jüngere Mitarbeiter und Berufsstarter fordern zunehmend eine Work-Life-Balance. Es erhöht die Attraktivität Ihres Unternehmens, wenn Sie sich frühzeitig mit dem Thema beschäftigen und das bereits in der Ausschreibung Ihrer Stellen sichtbar ist. Die Reflexion (z. B. im Mitarbeiterjahresgespräch) mit Ihren Mitarbeitern, wie viel sie arbeiten möchten und können und wie das mit den Rahmenbedingungen in Ihrem Unternehmen vereinbar ist, erhöht die Zufriedenheit und Klarheit auf beiden Seiten und erleichtert eine langfristige Zusammenarbeit bei sich schnell verändernden Lebens- und Arbeitsumständen.

2) Haben Sie den Mut, Ihre Mitarbeiter zwischendurch zu fragen: „Wie ist Ihr Erleben auf einer Skala von 1-10: Wie wichtig sind diesem Unternehmen seine Mitarbeiter? Welche Rolle spielt die Gesundheit der Mitarbeiter bei uns? An welchen Beispielen erkennen Sie das?“ Es hilft bereits, diese Fragen zweimal im Jahr mit auf die Tagesordnung zu setzen und z. B. durch anonyme Online-Umfragen zu eruieren. Seien Sie bereit, die Antworten auf sich wirken zu lassen und überlegen Sie, wie Sie die Ergebnisse weitergeben und was Sie selbst im Kleinen und Großen verbessern können. Fragen Sie auch ab, inwiefern Veränderungen gesehen werden.

3) Nicht-Wertschätzung der Mitarbeitergesundheit drückt sich nicht nur in (unterlassenen) Handlungen aus, sondern auch bereits in unbedachten Bemerkungen, die Ihre Einstellung dazu verdeutlichen: „Ist Frau/Herr X immer noch krank?!“ Achten Sie daher auf Ihre Wortwahl und den Tonfall im Umgang mit krank geschriebenen Mitarbeitern.

4) Kirche und unser Gesundheitssystem funktionieren nur mit Mitarbeitern, die sich gesehen, gehört und wertgeschätzt fühlen. Wenn Sie Teil des Gesundheitssystems sind, wagen Sie die Revolution und ermöglichen Sie, dass Ihre Mitarbeiter zu Vorbildern im Berufsalltag werden, was den Umgang mit ihrer eigenen Gesundheit angeht – auch damit sie glaubwürdig vorleben können, was sie ihren Patienten vermitteln. Lassen Sie Ihre Mitarbeiter kreativ brainstormen, was sie sich wünschen würden an ganzheitlichen Gesundheitsangeboten: Von kostenlosem Obst im Eingangsbereich, Fortbildungen (z. B. zu Stressbewältigung und Coping-Strategien, Gesundheit als Alltagskompetenz), Zeitmanagementmethoden im Rahmen jeder Einarbeitung, über das standardisierte Angebot kollegialer Fallberatung, einem Motivationsredner bei der nächsten Firmenfeier, einem Fitnessclub-Gutschein, einem kostenlosen Rückengymnastikkurs hin zu Unternehmensfahrrädern... machen Sie einen Unterschied! Ihre Mitarbeiter sind das Fundament Ihres Unternehmens, werden Sie nicht müde das zu betonen und danach zu handeln. Es wird Ihnen und Ihrem Unternehmen zu Gute kommen.

Ansätze für Mitarbeiter

Nehmen Sie sich ernst. Machen Sie es sich zur Gewohnheit, sich regelmäßig während Ihres Arbeitstages zu fragen: „Wie geht es mir gerade – ehrlich?“ Als Erinnerung können Sie sich z. B. einen kleinen Punkt auf Ihre Armbanduhr kleben, ein Symbol auf Ihren Schreibtisch stellen oder einen Timer einrichten, der alle drei Stunden kurz ertönt. Lassen Sie die Antwort auf sich wirken. Die Grundlage für Veränderung ist Klarheit, die man in Worte fassen kann, von daher müssen Sie erst herausfinden wie es Ihnen im Alltag wirklich geht. „Gut“ ist eine Bewertung und kein Gefühl, von daher versuchen Sie immer mehr Begriffe dafür zu finden, wie Sie sich im Moment fühlen und was Ihr Körper Ihnen sagt. **Fragen Sie sich auch:**

**SIND SIE VERSPANNT?
WIE FÜHLEN SICH IHR NACKEN
UND IHR RÜCKEN AN?**

WIE GEHT ES IHREM MAGEN?

**STEUERN SIE IHRE GEDANKEN
ODER STEUERN IHRE GEDANKEN SIE –
WER HAT DIE KONTROLLE?**

**WIE GEHT ES IHNEN, WENN SIE AN MONTAG DENKEN/ AN IHREN FEIERABEND /
AN IHRE ARBEIT NACH DEM URLAUB?**

Das eine ist der Alltag, Sie können aber insbesondere durch stressige Situationen herausfinden, welches Ihr individuelles Verhaltens- und Denkmuster in kritischen Situationen ist. Also heißen Sie den nächsten „Stresstest“ willkommen, er wird Ihnen mehr über sich selbst zeigen.

In einem nächsten Schritt geht es darum, immer ehrlicher zu werden – zunächst gegenüber Kollegen, zu denen Sie Vertrauen haben. Je mehr Sie das trainieren, desto sprachfähiger und sicherer werden Sie auch in herausfordernden Situationen. Bleiben Sie bei sich, es geht nicht darum, Schuldige zu suchen, sondern den Raum größer werden zu lassen, in dem es Ihnen gut geht. Die größten Schwierigkeiten können die positivsten Veränderungen bewirken.
Welche Teile Ihrer Arbeit machen Sie besonders gern? Welche nicht? Warum? Halten Sie eine mögliche Diskrepanz zwischen Wollen und Aktuell-verändern-können aus. Es lohnt sich dennoch, bei sich zu sein, für sich einzustehen und gegebenenfalls weitere Schritte zu unternehmen. Setzen Sie den Fokus Schritt für Schritt auf die Parts, die Sie zufriedener machen, und kommunizieren Sie das offen mit Ihren Kollegen, um sich zu ergänzen.

Starten Sie. Heute.

In vielen Unternehmen ist Mitarbeitergesundheit kein relevantes Thema und dabei hätte es eine besondere Wirkung, wenn gerade das Gesundheitssystem, soziale und kirchliche Organisationen Mitarbeitergesundheit priorisieren und durch diese Form der Wertschätzung ein Signal setzen würden. Schaffen Sie als Führungskraft deshalb Strukturen, die es Mitarbeitern ermöglichen, langfristig beste Arbeit leisten zu können und achten Sie als Mitarbeiter auf sich, gestalten Sie Ihr Umfeld mit, Sie sind es wert. Diese einfachen Ideen zeigen, wie mit geringen Mitteln ein erster Unterschied bewirkt werden kann. Dabei können BGM und BGF viel mehr.
Setzen Sie jetzt gedanklich einen Doppelpunkt hinter diesen Absatz und überlegen Sie sich einen ersten Punkt, den Sie verändern können! Es lohnt sich. Für Sie. Ihre Kollegen. Ihr Unternehmen. Und damit letztendlich auch für Ihre Zielgruppe.

Clara Plochberger, Hamburg,
M.A. Prävention & Gesundheitsförderung, arbeitet als Bildungsreferentin beim Erzbistum Hamburg

EINE SEHNSUCHT BLEIBT

Ich bin vier Jahre alt. Meine Kirche ist – neben dem Kindergarten – mein Leben. Meine Freundinnen und Freunde sind in der Kirche oder im Kindergarten. Na klar, gehe ich zur Sonntagsschule und in den Flötenunterricht. In der dritten Generation ist meine Familie schon neuapostolisch.

SCHUTZ – GEBORGENHEIT

Ich bin vierzehn Jahre alt. Meine Kirche heißt Neuapostolische Kirche. Alle meine Freunde und Freundinnen sind hier. Na klar, lasse ich mich konfirmieren. In der dritten Generation ist meine Familie schon neuapostolisch.

UNSICHERHEIT – SEHNSUCHT

Ich bin vierundzwanzig Jahre alt. Meine Kirche kenne ich nicht mehr. Viele meiner Freundinnen und Freunde haben die Kirche verlassen. Na klar, wünsche ich mir gemeinsamen Glauben. In der dritten Generation ist meine Familie schon neuapostolisch.

WUT – WÜSTE – LEERE

Ich bin vierunddreißig Jahre alt. Meine Kirche gibt es nicht mehr. Einige meiner Freundinnen und Freunde sehnen sich nach Spiritualität. Na klar, habe ich mich erwachsen taufen lassen. In der dritten Generation ist meine Familie schon neuapostolisch.

Das Spannende am Konfessionswechsel ist der Weg: wie auf einer Landkarte, durch Höhen und Tiefen, am Wald entlang, durch die Wüste durch, rückwärts, innerlich zerrissen, hoch erfreut, einen Schatz gefunden zu haben, Sonne im Gesicht. Mein Leben als Christin war quasi vorbestimmt. Es war Schutz und Geborgenheit für mich, ich hatte einen großen Bekanntenkreis, immer viel zu tun, es gab ständig Termine der Kirche, alles drehte sich um Schule und Kirche. Das hinterfragte ich nicht, warum auch, es gefiel mir. Ich fühlte mich wohl.

Erst als einige Freundinnen andere Kirchen besuchen wollten oder ich auf meine tieferen theologischen Fragen keine Antworten bekam, da veränderte sich langsam mein Bild von diesem einst schützenden und geborgenen Raum. Im Religionsunterricht der Schule vertrat ich eine Außenseiterposition. In einem Auslandsjahr in den USA bekam ich plötzlich den nötigen Abstand und die Freiheit, zu überlegen: Was will ich denn wirklich? Wohin zieht es mich? Und ich fand meinen Platz in der Nähe meines Wohnortes in einer Community Church. Eine gemütliche Kirche für jedermann. Am Abend trafen sich die jungen Leute aus der Snowboardcommunity und sprachen über alles und auch über Gott. Die hatten richtig Lust auf Christsein. Das fand ich faszinierend. Ich lernte eine neue Art Christentum kennen, in die ich heute auch nicht mehr reinpassen würde. Aber damals war es genau richtig für mich.

Zurück in Deutschland war es für mich das Einfachste, in meine „Herkunftskirche“ zurück zu gehen. Die Gewohnheit und die Alternativlosigkeit waren der Grund. In der Ausbildung lernte ich wieder ganz andere Menschen kennen und lernte zu diskutieren über das, was ich glaube. Mich auszutauschen und nachzudenken in einem Hauskreis. Eine sehr wertvolle Zeit, in der ich reifte und begriff: Diese Kirche wird mir zu eng. Ich sehnte mich nach Tiefgründigkeit, nach Theologie und Begeisterung. Ich wechselte mit Freunden die Gemeinde und bewegte mich auf einer Woge der Begeisterung. Alles war so gut und so neu und aufregend.

Aber dieses Neue wurde Gewohnheit und das Coole wurde hinterfragt, dieses Bild von der neuen Kirche bröckelte ebenso. Ich merkte: Auch hier gibt es „Leichen im Keller“, auch hier werden Menschen Dinge erzählt, die sie klein machen, die falsch sind, die mich wütend machten. Die Wut war überhaupt das, was diese Zeit des Ausstiegs begleitete. Die Wut über das verlorene Vertrauen, über die verlorene Zeit, das wenige Bibelwissen, die Frauenfeindlichkeit, die Verletzungen. Die Wut half mir, mich zu lösen von etwas, was Teil von mir geworden war, etwas, das ich mit der Wurzel ausreißen musste. Eine Kirche, die so sehr Teil von mir war, dass ich nicht wusste, wer ich ohne sie überhaupt noch war. Eine Kirche, die so eng mit meinem Gottesbild verbunden war, dass ich zeitweise ohne Gott lebte.

Eine Wüstenzeit. In der ich immer wieder auf Psalm 63,2 stieß und der in mir widerhallte: „Gott, mein Gott bist du, dich suche ich. Wie ein Durstiger, der nach Wasser lechzt, so verlangt meine Seele nach dir. Mit meinem ganzen Körper spüre ich, wie groß meine Sehnsucht nach dir ist in einem dürren, ausgetrockneten Land, wo es kein Wasser mehr gibt.“ Wie eine inneres Mantra betete ich diese Verse von Zeit zu Zeit. Manchmal lag ich auch nur weinend da. Dann machte kein Gebet Sinn. Da war niemand, kein Gott, an den ich mich hätte wenden wollen. Tilmann Moser half mir, diese Zeit zu verstehen, meinen Gefühlen Worte zu geben.

Nach einiger Zeit kam zu diesem Wüstengefühl, dieser Sehnsucht, diesem radikalen Wurzel-Ausreißen ein neues Bild hinzu: das einer Saat. Einer Saat, die gesät wurde oder die ich gesät hatte? Die noch nicht keimte, noch nicht aufblühte. Ich erinnerte mich daran, dass ich dieses Bild sehr tröstlich fand. Es war etwas gesät und die Hoffnung – nein, das Wissen, dass sie aufblühen wird, schenkte mir Zuversicht, machte mein Herz ruhig. Und war aber ebenso schwer, unerträglich – dieses Warten. Warten auf was? Ich kannte das Neue nicht. Und es war nichts sichtbar, nichts, wovon ich hätte berichten oder abgeben können. Nur der Gedanke an diese Saat.
Und auch im weiteren Wachsen handelte es sich um eine sehr zarte Pflanze. Diese Pflanze, das war mein erkämpfter, ersehnter und erwachsener Glaube. Er war nicht gebunden an eine Kirche. Er war gebunden an Gott, einen neuen Gott. Den ich erst noch kennen lernen musste. Von dem ich nicht viel wusste. Ich fühlte mich wie eine Anfängerin. Unbeholfen, manchmal sprachlos, vorsichtig. All dies geschah, während ich Theologie studierte.

Und jetzt bin ich fertig mit dem Studium, fühle mich aber immer noch wie eine christliche Anfängerin. Bin noch mitten dabei, zu suchen und zu finden. Doch der Weg dorthin hat mich zu einer Anderen gemacht. Es gibt christliche Sprechweisen, Lieder und Ansichten, die ertrage ich nicht mehr. Die vermeide oder diskutiere ich. Ich weiß was, ich brauche und was mir nicht gut tut. Was mir heute fehlt, ist diese Heimat. Meine Familie bleibt neuapostolisch und das bleibt ein Teil meines Lebens, das kann ich nicht ganz von mir trennen. Es hätte in jeder anderen Religion auch diese Gefühle und Gedanken, diesen Wunsch nach Exodus geben können, da bin ich mir sicher. Die Heimat wird in der neuen Gemeinde nicht kommen. Aber die Freiheit und die neue Gottesbeziehung ist schön. Und jeden Tag wächst mein Glaube ein Stück weiter. Und ich bin stolz und froh, diesen Weg angefangen zu haben. Auch wenn ich die Heimat dafür verlassen musste.

Nele Grasshoff, Berlin
Theologin und Altenheimseelsorgerin, Kranken- und Gesundheitspflegende

Anzeige

WENN DER WEG UNENDLICH SCHEINT UND PLÖTZLICH NICHTS MEHR GEHEN WILL, GERADE DANN DARFST DU NICHT ZAUDERN.

DAG HAMMARSKJÖLD

Der schwedische Christ und Politiker war Generalsekretär der Vereinten Nationen und erhielt 1961 den Friedensnobelpreis.

IM SCHÖNSTEN BERUF DER WELT UNTERWEGS

Die Rahmenbedingungen für Hebammen haben sich in den letzten Jahren drastisch verschlechtert. Viele Hebammen sind aus dem Beruf ausgestiegen. Wir fragen Esther Frost aus Rotenburg an der Fulda nach ihren Erfahrungen:

HEBAMME WIRD MAN NICHT ZUFÄLLIG. WIE IST IHRE LEIDENSCHAFT FÜR DEN BERUF ENTSTANDEN?

Ursprünglich hatte ich geplant, zur Polizei zu gehen, und hatte den Beruf Hebamme überhaupt nicht auf dem Plan gehabt. Mit 17 habe ich aber noch eine kleine Schwester bekommen, wodurch mir der Beruf dann erst bewusst wurde und mich sofort angesprochen hat.

WIE HAT DIESE VERÄNDERUNG IN DER GEBURTSHILFE IHRE MOTIVATION BEEINFLUSST?

Seit 1984 arbeite ich als Hebamme. Meine Motivation kommt glücklicherweise nicht aus den Rahmenbedingungen, sondern aus der Arbeit selbst heraus. Es hat sich nie geändert, dass Frauen in der Schwangerschaft und Geburt begleitet werden. Jede einzelne Betreuung bedeutet Motivation. Es ist ein Stück Wegbegleitung in einer ganz besonderen Lebens- und Familiensituation.

HABEN SIE MIT DEM GEDANKEN GESPIELT, DEN BERUF ZU VERLASSEN?

Nein, den Beruf zu verlassen, war keinen Gedanke wert. Ich war und bin froh, dass ich einen der schönsten Berufe auf der Welt haben darf. Zweifel daran hatte ich nicht, auch wenn die Veränderungen zu Herausforderungen wurden. Das ist dann eher eine Gestaltungsfrage und da gibt es auch in meinem Beruf unterschiedliche Möglichkeiten, Familien zu begleiten.

WAS HAT IHNEN GEHOLFEN, NEUE PERSPEKTIVEN ZU GEWINNEN?

Ich arbeite seit 1989 rein freiberuflich, auch in der Kreißsaaltätigkeit. Es hat sich viel geändert, gerade auch die Kosten betreffend. Ich habe es einfach nie in Stundenlohn umgerechnet. Ich durfte die ganzen Jahre jeden Monat zufrieden sein und habe keinerlei Mangel gehabt. Als Honorar habe ich auch die Dankbarkeit der Familien gesehen. Das klingt vielleicht seltsam, aber ich lerne so viele Menschen kennen, die finanziell mehr für ihre Arbeit erhalten, aber in ihrer Arbeit selbst unglücklich sind.

SIE SIND INZWISCHEN ALS FAMILIENHEBAMME TÄTIG. IST DAS EIN AUSSTIEG AUS DEM "KERNGESCHÄFT" DER GEBURTSBEGLEITUNG?

Das ist ganz sicher kein Ausstieg, sondern eher als ein tieferer Einstieg zu sehen. Die Betreuungstätigkeiten einer Familienhebamme gehen über die normale Hebammentätigkeit hinaus. Das haben viele von uns Hebammen schon immer in ihrer Betreuung getan, früher halt ehrenamtlich. Nur gab es früher nicht die Möglichkeit der Familienhebammentätigkeit. Seit 2009 arbeite ich als Familienhebamme, was genau genommen meine Tätigkeit für die einzelne Familie erweitert. Als Kerngeschäft habe ich schon immer die gesamte Betreuung rund um die Geburt gesehen, mit Schwangerschaft, Geburt und Wochenbett. Als Familienhebamme kann ich die Familie nun noch länger und umfassender betreuen. Es ist eine sozialmedizinische Betreuung, die viel mehr Spielraum gibt für mich und vor allem für die Familien.

SIE SIND IM NETZWERK CHRISTEN IM GESUNDHEITSWESEN (CIG) MIT VIELEN KOLLEGINNEN VERBUNDEN. WELCHE BEDEUTUNG HAT DER CHRISTLICHE GLAUBE FÜR IHRE PROFESSION?

Gott selbst hatte ja die Idee von Familie. Also darf ich mich hier als seine Mitarbeiterin sehen, Familien bei einem Start gute Begleiterin zu sein.

Auch darf ich mir für jede Betreuung Gottes Liebe für die Menschen schenken lassen. Es fällt mir meistens auch nicht schwer, da hat mich Gott schon gut für diesen Beruf ausgestattet. Aber auch wenn die Menschen anstrengend sind, darf ich mir bewusst machen, wie sehr Gott sie liebt und mir einen guten Umgang schenken lassen.

Auch bin ich sehr dankbar für die regelmäßigen Treffen mit den Kolleginnen von CiG. Wir treffen uns jedes Jahr zu einem Hebammenworkshop und da kommen weder der geistliche noch der fachliche Austausch zu kurz. Also eine wirkliche Tankstelle für christliche Hebammen.

WAS RATEN SIE BERUFSANFÄNGERINNEN, WIE SIE ZU EINER LANGFRISTIGEN ZUFRIEDENHEIT ALS HEBAMME BEITRAGEN KÖNNEN?

Ich halte es für sehr hilfreich, mit anderen Kolleginnen im regelmäßigen Kontakt zu stehen. Hierzu kann ich auch wieder auf den Hebammenworkshop hinweisen. Es ist hilfreich, regelmäßig innezuhalten und zu schauen, was mir wichtig ist, was mich verunsichert, aber auch was mich aufbaut und gut tut. Es tut gut zu wissen, was meine Berufung ist und was ich darin bewirken kann. Das hilft auch, auf „ungemütlichen Wegen“ nicht aufzugeben. Und es ist gut immer mit dem im Kontakt zu sein, der mich in den Dienst stellt, mein himmlischer Arbeitgeber, Versorger und Beistand.

Esther Frost,
Hebamme aus Rotenburg an der Fulda

Die Fragen stellte Frank Fornaçon

HERZLICHE EINLADUNG ZUM **HEBAMMEN-WORKSHOP**

von Christen im Gesundheitswesen,
27.-29. Oktober 2023 in Bischofsheim/Röhn
www.cig-online.de

Anzeige

30 Minuten plus+

Praxisfragen im Fokus
- berufs- und generationsverbindend

... denn in 30 Minuten gibt es viel zu entdecken

DIGITALE KURZSEMINARE

✓ Aktuelle Themen

✓ Kompaktes Referat aus dem beruflichen Umfeld

✓ Austauschen und diskutieren mit Berufserfahrenen und Berufseinsteigern

plus+ Zeit für einen anschließenden lockeren Austausch

Weitere Informationen unter:
www.cig-online.de

CiG Christen im Gesundheitswesen

EIN KLEINER KÖNIG
ZUM ABSCHIED

Günther Gundlach, seit 1990 Geschäftsführer von Christen im Gesundheitswesen e.V. (CiG), wurde Ende Januar mit einem Festakt in den Ruhestand verabschiedet: Fast 33 Jahre lang hat er die Geschicke des Vereins souverän gestaltet. Im aktuellen Rundbrief von CiG dankt er für die zahlreichen Grüße, für die 80 Gäste, die nach Aumühle gekommen waren und für die guten Wünsche für den Ruhestand: „Ich freue mich auf den neuen Lebensabschnitt, der vor mir liegt und ich bin dankbar für die vielen CiG-Jahre, die ich mitgestalten durfte. Danke für die unzähligen Begegnungen mit Euch. Die große Vielfalt von Persönlichkeiten hat mein Leben reich gemacht und meinen Blick immer wieder geweitet. Auch dafür bin ich sehr dankbar. Danke für unseren gemeinsamen Weg."

In seiner Laudatio blickte Dr. Georg Schiffner, der Vorsitzende von CiG auf die gemeinsame Zeit zurück: „Du hast dich weit über 30 Jahre lang für CiG eingesetzt und ganz wesentlich Bewegung, Gemeinschaft und Netzwerk von CiG geprägt. Danke für deinen Mut, damals die sichere Anstellung als Optiker aufzugeben und bei dem kleinen Verein Christen im Gesundheitswesen als Geschäftsstellen-Leiter anzufangen. Hier hast du deine großen Begabungen eingesetzt und weiter entfaltet, in guter Haushalterschaft für alle Anliegen der Geschäftsstelle, deiner Gabe des Verbindens und Ausgleichens zwischen den durchaus markanten Persönlichkeiten in der CiG-Mitarbeiterschaft, deinem Zuhören, Trösten, Ermutigen und geistlich Begleiten in Gesprächen, Telefonaten, Begegnungen mit so vielen Christen, die in Beruf, Ehe, Familie oder Gemeinde in Not und Herausforderungen standen."

Schiffner erinnerte auch an die Vertretung von CiG in den verschiedenen Netzwerken von geistlichen Werken und Gemeinden, in denen Günther Gundlach und damit auch CiG viel Vertrauen genoss. Dazu kam seine Fürsorge und väterliche Haltung für viele Menschen auch im Umfeld der Geschäftsstelle, die er mit einbezogen hast, wo er vermittelt hat, Kontakte hergestellt, Menschen in Beziehung gebracht hat.

Auch die zahlreichen Projekte kamen zur Sprache, wie die Christlichen Gesundheitskongresse, die Publikationen, wie zunächst dem CiG-Journal und später ChrisCare.

Dr. Volker Brandes aus Hamburg, 2. Vorsitzender von CiG, betont im Rückblick, dass Günther Gundlach stets die Würde der Menschen als Kinder Gottes betont hatte. Dadurch seien viele Mitarbeitende im Gesundheitswesen ermutigt worden, ihrerseits in diesem Geist mit Mitarbeitern und Patienten zu wirken. Sichtbarer Ausdruck war ein kleiner König des Künstlers Ralf Knoblauch, der künftig den Schreibtisch des Ruheständlers schmücken wird.

Frank Fornaçon

Volker Brandes (Mitte) überreicht Günther Gundlach den kleinen König

Alte Freunde im Gespräch

Georg Schiffner würdigt den scheidenden Geschäftsführer und Freund

DU HAST **ALLES RICHTIG** GEMACHT

Im Gespräch von drei Redaktionsmitgliedern werden verschiedene Motive beleuchtet, zu bleiben oder zu gehen. Es diskutierten die Pflegewissenschaftlerin Annette Meussling-Sentpali, Regensburg, der Caritasexperte Bruno Schrage, Köln, und der Theologe Frank Fornaçon, Kassel.

Fornacon: Neben dem Mangel an Berufsanfängerinnen und Berufsanfängern ist die kurze Verweildauer im Beruf ein großes Problem.

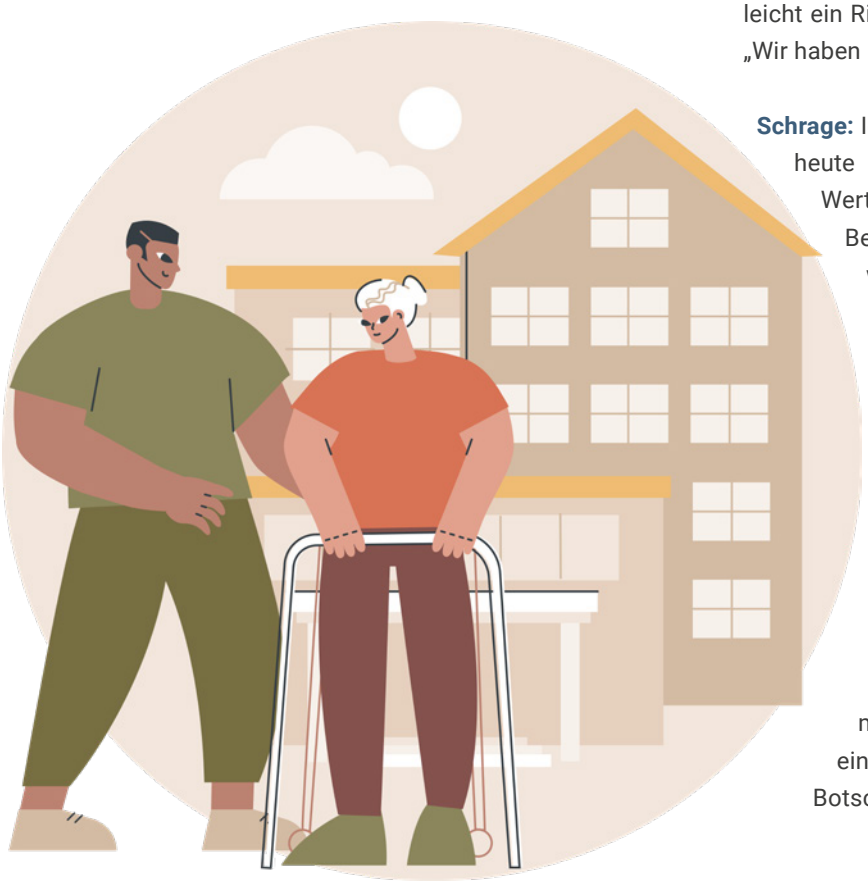
Meussling-Sentpali: Da gibt es viele Faktoren. Es gibt zu wenig Mitarbeitende. Darum kommt es darauf an, dass sich Arbeitgeber bemühen, Mitarbeitende zu behalten, sie zu überzeugen, nicht zu gehen. Gehen und bleiben hat aber auch immer zwei Seiten. In meiner eigenen Geschichte habe ich das erfahren. Wenn ich bleibe, bin ich zuverlässig, vielleicht auf dem Platz, wo Gott mich hingestellt hat. Dann stabilisiere ich aber das System und ermögliche, in dem ich bleibe, dass es immer so weitergeht wie bisher. Ist es nicht manchmal die bessere Wahl zu gehen, damit sich etwas ändert? Das haben wir erlebt, als die DDR sich aufgelöst hat. Dadurch, dass so viele die DDR verlassen haben, hat sich etwas verändert. Darum sage ich meinen Studenten, wenn sie von ihren Arbeitgebern überhaupt nicht unterstützt werden und die Arbeitsbedingungen zudem noch schlecht sind: Jeder hat die Möglichkeit, mit den Füßen abzustimmen. Aber das löst auch etwas in mir aus. Ich muss mich fragen, ob in mir Wut ist oder Frustration. Die Wut, mit der ich gehe, ist mit Sicherheit auch bei denen da, die bleiben. Und bei ihnen stellt sich dann das Gefühl ein, im Stich gelassen zu werden. Und das Gefühl haben auch die, die gehen, dass sie die Bewohner, Patienten und Kollegen im Stich lassen. Das führt zu einem schlechten Gewissen. Die Situation ist ambivalent.

Schrage: Also das ist paradox: Da sind erstens Menschen, die gerne und mit hohem Idealismus in Gesundheitsberufe hineingehen, weil sie auf ein Beziehungsleben setzen, weil sie das Wohl des anderen im Blick haben, weil sie ein tiefes Interesse an der oder dem anderen haben. Und da wollen sie wirksam werden. Dienstgeber sind daher gut beraten, Mitarbeitern wertschätzend zu begegnen und ihnen jeden Tag zu zeigen, was sie gerade erreicht haben. Wir haben einen hohen Grad an Funktionalisierung und Verdichtung im Gesundheitswesen. Das trägt permanent dazu bei, dass die Mitarbeitenden mutmaßen, dass sie nicht genügen. Die Ökonomisierung vermittelt, dass sie noch effizienter sein könnten. Das Wohl des Anderen als Grund für die Berufswahl und Motivation wird kaum honoriert. Ein paar rutschen auch einfach in diese Berufe rein und merken, dass sie hier falsch sind. Wenn die gehen, weil es nicht ihr Ding ist, ist das vollkommen in Ordnung. Weiter gibt es auch eine Idealisierung der Berufe im Gesundheitswesen. Das korrespondiert auch mit der gesellschaftlichen Idealisierung von Berufsleben und Selbstverwirklichung. Man muss sich eingestehen, dass das berufliche Leben nicht ein Dauerglückszustand sein kann. Ich kenne meine Grenzen und die des Systems. Es wird paradox, wenn ich sagen muss, zwischen meinen Idealen und den Idealen des Systems ist eine Lücke entstanden, so dass ich um meiner eigenen Gesundheit willen sagen muss: „Ich steige aus“, oder das ich eben doch noch eine Balance hinkriege und sage: „Das, was ich hier leiste, ist so unendlich viel wert. Es ist gut, dass ich meinen Teil tue, aber

für den Teil, für den das System verantwortlich ist, muss ich nicht die Verantwortung übernehmen." Aber es gelingt uns oft nicht, zwischen den Ebenen zu unterscheiden. Wenn wir sagen können: „An mir hat es nicht gelegen!", dann können wir aus christlicher Perspektive auch sagen: „Den Rest muss nun Gott machen." Trotzdem müssen wir uns dafür einsetzen, dass es nicht so bleibt.

Fornaçon: Hat der Ausstieg aus diesen Berufen auch etwas mit dem moralischen Druck zu tun, den die Kirchen heute nicht mehr ausüben können, so dass Mitarbeitende freier über das entscheiden, wofür sie ihre Lebenszeit einsetzen?

Schrage: Ich glaube, es ist gut, dass der moralische Überbau im Sinne von Opferbereitschaft und hohen moralischen Ansprüchen weggefallen ist. Und dass dieses „Sich um des Himmelreiches willen aufopfern" nicht mehr zum Zuge kommt, sondern dass man auch die eigene Lebensqualität demgegenüber stellen darf. Ich habe auch ein Recht darauf, als Geschöpf Gottes, als sein Ebenbild ein sinnerfülltes Leben zu haben. Das, glaube ich, ist erstmal gut.
Diese hohen Ideale, die bei Menschen evtl. in einem Glaubenssystem verankert sind, stellen einen wirklich starker Impuls für das professionelle Handeln dar und motivieren. Auf der anderen Seite hat der Glaube auch eine entlastende Funktion, wenn ich sagen kann, ab diesem Punkt liegt es nicht allein in meiner Verantwortung, sondern hier sind wir als Gemeinschaft gefragt. Und im letzten darf man die Verantwortung dann auch an Gott abgeben, wenn ich und wir alles getan habe. Und der letzte Rest entzieht sich meinen Fähigkeiten; ich bin eben ein endliches Wesen. Diese innere Haltung erlaubt, dass ich mich daran festmachen kann, dass ich auch etwas abgeben darf, dass ich meine eigene Endlichkeit anerkennen darf. Ich glaube, das ist etwas, was Kirche, was Religion geben kann.



Fornaçon: Wenn es im Gesundheitswesen auch um die Gesundheit des Mitarbeitenden und nicht nur um die des zu Pflegenden geht, dann wäre das doch ein Thema, das sich in der Pflegewissenschaft niederschlagen müsste.

Meussling-Sentpali: Ja, müsste… – Ich wundere mich wirklich, wie weit das bekannt und gut belegt ist und wie wenig Organisationen trotzdem diesen Blick einnehmen. Sie könnten diesen Bedarf an Sorge um die Mitarbeitenden und an Selbstsorgemöglichkeiten trotz allen Mangels viel mehr ins Auge fassen. Ein Beispiel aus einem Caritasverband: Da gab es Exerzitientage also Tage, die man für die Pflege der eigenen Spiritualität freigestellt wurde. Es war aber den meisten Mitarbeitern wegen der ständigen Personalmangels gar nicht möglich, diese Tage zu nehmen. Und da verstehe ich auch die Vorgesetzten, dass sie es nicht schaffen, jedem Mitarbeiter 3Tage Exerzitien zu geben, zusätzlich zu Urlaub und Krankheitsausfall. Also ich denke, dass Möglichkeiten der Sorge um Mitarbeitende trotzdem gesucht werden müssen und da sehr, sehr viel Luft nach oben ist.

Fornaçon: Solches Abgeben der Verantwortung braucht vielleicht ein Ritual, dass man als Team noch einmal feststellt: „Wir haben unser Bestmögliches getan!"

Schrage: Ich glaube, es gibt mehrere Instrumente, die man heute braucht. Das erste Wort heißt Wertschätzung. Wertschätzung heißt zunächst einmal, dass wir die Berufe im Gesundheitswesen in der Gesellschaft wertschätzen. Der Applaus von den Balkonen während der Corona-Pandemie war wichtig und richtig. Wertschätzung muss sich auch im Finanziellen ausdrücken, aber das Lohnniveau ist – zumindest bei den tarifgebundenen Trägern oder im dritten Weg – gar nicht schlecht. Es geht mehr um die Wertschätzung der persönlich geleisteten Arbeit im System. Das heißt, einander im Team zu sagen was wir heute geleistet haben? Also auch das sind Rituale wenn Dienstvorgesetzte sich 5 Minuten Zeit nehmen. Wie sagte mir jemand? „Bei Facebook will ich innerhalb von einer Minute einen Daumen hoch haben. Ist meine Botschaft angekommen oder nicht?" Diese Zeit muss

im System drin sein. Einander zu sagen, was heute gut gelaufen ist. Wenn die Vorgesetzte sagt: „Ich habe das Lächeln bei Herrn XY übrigens gesehen.“ Das haben Sie auf sein Gesicht gezaubert. Solche Rückmeldungen bauen mich auf, geben Motivation und lassen mich mit einem guten Gefühl auch nach einem super stressigen Tag nach Hause gehen. Ich möchte mich als wirksam erleben!
Das zweite ist, das gemeinschaftlich zu feiern. Wir haben viel Qualitätsmanagement, aber zu wenig Dank, Wertschätzungs- und Feierkultur. Wenn ich sehe, was für andere Berufe durch Firmen geleistet wird, damit die Leute sich und ihre Leistungen feiern, dann haben wir da Nachholbedarf. Unsere Pflegekräfte können ja froh sein, wenn sie beim eigenen Sommerfest auch mal vorkommen und nicht nur für die Bewohner, Patienten sowie deren An- und Zugehörigen da sein müssen. Und wir müssen die Berufsbilder breiter und damit interessanter machen. Wir spezialisieren immer mehr. Wir schaffen z. B. ein anderes berufliches Erleben, wenn wir Pflegekräften und anderen im Gesundheits- und Sozialwesen die Möglichkeit geben, mit drei oder vier Stunden ihrer Arbeitszeit Begleitende in der Seelsorge zu sein. Im Erzbistum Köln haben wir bereits 140 Mitarbeitende qualifiziert (www.begleitende-in-der-Seelsorge.de), die alle in ihrem angestammten Beruf geblieben sind. Da rückt der konkrete Mensch mit seinen spirituellen Bezüge in den Vordergrund. Die Mitarbeitenden sagen dann: „Das war das, was ich immer erreichen wollte. Das ist mein innerstes Motiv, aus dem heraus ich für die Menschen da sein will.“ Alle wollen eine gute Qualität an fachlicher Arbeit leisten, aber auch ein gewisses Zeitkontingent haben, um im Beziehungserleben zu sein. Also ich glaube, wir brauchen so einen ganzen Instrumentenkoffer.

Meussling-Sentpali: Ich habe gleich ein Beispiel. Wenn z.B. ein Geschäftsführer den Arbeitsplatz wechselt, dann gibt es traditionell eine Verabschiedung. Und dann gibt es Blumen und vielleicht noch schöne Grußworte und so weiter. Dann wird diese Person – auch wenn man froh ist, dass sie geht – nochmal wertgeschätzt und es wird sich bedankt und sich offiziell verabschiedet. Wir brauchen nicht nur On-Boarding-Maßnahmen für die Pflegekräfte, wir brauchen auch Off-Boarding. Dann wird den Mitarbeitenden gedankt für das, was sie für die Einrichtungen und für den Menschen getan haben. In einer Klinik bekommt man z.B. bei Dienstjubiläen Kinogutscheine. Das haben mir Studenten erzählt: „Ich bin 25 Jahre da und es kam ein Umschlag auf Station und da waren 2 Kinogutscheine drin zum fünfundzwanzigjährigen Jubiläum. Die hätte ich am liebsten wieder zurückgeschickt.“.

Schrage: Ich brauche persönliches Feedback. Ich möchte nicht einfach als Arbeitnehmer wahrgenommen werden, sondern als Mensch mit meinen Fähigkeiten an der Stelle, wo ich wirksam werde. Ich glaube, wir müssen in die Berufe wieder mehr persönliche Zuwendungskontexte geben und nicht nur funktional gewisse pflegerische Aspekte abarbeiten. Dieses Gefühl, dann bin ich raus und dann muss der nächste kommen, der ist dann zuständig für die Psychohygiene und dann kommt der nächste, und der ist zuständig für das Spirituelle usw.. Das macht meinen Beruf langweilig. Ja, wenn ich nur noch wie eine Maschine gewisse Sparten bearbeiten darf, tut das nicht gut. Und übrigens fehlen dann auch die Ruhezeiten innerhalb von beruflichen Tätigkeiten, weil das, was ich spezialisiert tue, so verdichtet wird, dass ich wie eine Maschine arbeite. Dann steigen die Leute aus, denn sie spüren keine Selbstwirksamkeit und kein Wir- und Wohlgefühl.

Messling-Sentpali: Wen wir jetzt noch nicht angesprochen oder ignoriert haben, sind die Menschen, die eine innere Kündigung vollzogen haben, vielleicht schon vor langer Zeit gegangen sind, aber körperlich noch da sind. Und wir haben noch nicht über die Personen gesprochen, die mit einer neuen Haltung in den Beruf einsteigen, die nicht zuerst aus sozialer Haltung heraus in den Beruf gekommen sind, sondern sagen: „Ich will keine 5-Tage-Woche mehr: Ich brauche den Freitag immer frei, weil ich da klettern geh.“ Da stellt sich die Frage anders, nämlich: „Soll ich gehen, wenn meine Bedingungen nicht erfüllt werden?“ Diese Mitarbeitenden sehe ich als sehr anspruchsvolle Arbeitnehmer, die sich in das diakonische Denken nicht mehr hineinzwängen lassen. Sie kommen mit einer ganz anderen Vorstellung von Work Life Balance, sie wollen weder aufopfernd dienen noch viel Geld verdienen. Das Einkommen muss für das reichen, was ihnen wichtig ist. Diese Haltung ist völlig legitim, sie ist nur so anders als alles, was uns – vor allem in kirchlichen Einrichtungen – geprägt hat.

Fornacon: Die Leidenschaft, die man ins Klettern investiert, die hat man ja früher in den Beruf investiert.

Schrage: Die Frage ist interessant: Welche Haltung dürfen wir unterstellen? Es geht um den inneren Impetus von Leidenschaft, also wofür will ich mich richtig einsetzen? Und vielleicht müssen Träger auch schon in ihrer Aus- und Weiterbildungskultur etwas dafür tun, dass diese Leidenschaft als etwas Erfüllendes erlebt wird, also diese Leidenschaft für die und den Nächsten, weil der Kontext der Selbstverwirklichung heute sehr stark ist. Es ist eine Chance, wenn wir das jungen Menschen, die bei uns in die Berufe reinkommen, nahebringen und auch zeigen, wie erfüllend das sein kann. Und wie sehr man daraus Kraft für sich selber zieht, aus diesem Erleben des Glücks des anderen oder der Zufriedenheit des anderen in existenziellen Fragestellungen. Dann wächst da natürlich auch ein anderes Verständnis von Beruf.

Meussling-Sentpali: Ich glaube, das ist ein schwieriger Balanceakt. Man sollte sich auf jeden Fall bemühen, dass der Funke der Leidenschaft überspringt. Für mich ist es immer ein großes Lob, wenn ich Studenten frage, warum sie Master für Pflege am Bett, also klinische Pflege studieren und sie dann antworten: Weil sie bei mir im Bachelor waren, und ich sie von der Pflege begeistert habe. Das ist das größte Lob, das es gibt. Und wir müssen aufpassen, dass wir „alten" Pflegekräfte nicht nur klagen, sondern gut über unseren Beruf reden und junge Menschen merken, wie sinnstiftend Pflege sein kann, wie wertvoll auch für einen selbst.

Schrage: Gerade als kirchliche Arbeitgeber sind wieder gefordert, deutlich zu machen, wie erfüllend Arbeit sein kann und dass ich Arbeit als notwendiges Übel nicht nur abwägen muss gegen Freizeit. Das heißt aber auch, dass wir viel flexiblere Arbeitszeitmodelle anbieten müssen und die heute geforderte Beweglichkeit auch hinbekommen müssen. Da fordern die jüngeren Generationen zurecht etwas. Zugleich sind sie sozial ansprechbar und zu begeistern, wenn wir davon erzählen, dass das Glück bei uns im Herzen des anderen steht, ja dass Zufriedenheit auch mit dem Glück des anderen etwas zu tun hat. Wir müssen uns miteinander neu justieren, denn diese Generation will gar nicht mehr den großen SUV haben und die sechsstellige Verdienstmöglichkeit. Die lassen sich auch auf Dauer nicht durch Boni kaufen. Damit kann man die nicht ein Leben lang triggern. Aber wenn das berufliche Umfeld stimmt, dann wird die Suche nach Sinnstiftung relevant. Und da haben wir einfach etwas anzubieten, aber das müssen wir auch in der Kultur der Wertschätzung erlebbar machen.

Fornaçon: Ich vermute ja noch einen großen Unterschied zwischen stationärer Alten-, klinischer oder ambulanter Pflege. Bei uns hier in der Lokalzeitung steht noch unter jeder zweiten Todesanzeige: Wir danken dem Pflegeteam XY für seinen für seinen tollen Dienst. Das ist schon ein wertschätzendes Element.

Schrage: Aber da sind wir im gesellschaftlichen Kontext. Erwarte ich einfach nur eine gute Dienstleistung für meine Angehörige in der Pflege und sage: „Mensch, die kriegen doch 3000 Euro dafür im Monat. Da muss jetzt mal was kommen", oder habe ich eine Wertschätzung dafür, was da eigentlich alles geleistet wird, wie hoch komplex das ist und welche Fertigkeiten das braucht, wieviel Zeit das beansprucht, wie diese Todesanzeigen es vermitteln.

Fornaçon: Wenn ich mal kirchlich denke, dann würde ich jetzt sagen: „Lass uns mal die ganzen Selbsterhaltungsfragen, wie Kirche weiterleben kann, ad acta legen und uns dem zuzuwenden, was jetzt am dringendsten ist und das ist wahrscheinlich der demografische Wandel." Wir brauchen einen Aufbruch hin zu einer neuen Art von Gesellschaftsvertrag.

Schrage: Was wir aus dem christlichen Glauben einbringen können, ist, dass wir eine Beziehungsreligion sind, die zutiefst davon überzeugt ist, dass es Wohlergehen für den anderen und für die andere gibt. Das Reich Gottes ist ein großes Programm der Zivilisation der Liebe, das sich in verschiedenen Kontexten zeigt in den Gesundheitsdiensten, aber auch in der Ökonomie, in der Gesellschaftsentwicklung usw.. Die caritativen und diakonischen Einrichtungen und Dienste bringen sich auf regionaler Ebenen mit hoher Fachlichkeit ein. Ich habe die Erwartung auch an die Leitung in

den Kirchen, dass sie sich runter beamen von ihren hehren, großen Organisationszielen und großen pastoralen Konzepten. Sie sollten prägnanter in die Ortsebene reingehen, den Menschen vor Ort was zutrauen und die Freiheit geben, Care Communities vor Ort aufzubauen. Es braucht Zutrauen und ein paar Ressourcen und die Ermunterung: fangt mal vor Ort an, bringt euch zusammen, sagt euch in euren Sozialräumen was sind die Probleme, was brauchen Menschen An- und Zugehörige von Menschen, die zu pflegen sind?
Stattdessen zentralisieren wir, legen Gemeinden zusammen, anstatt Gemeindebüros oder Pfarrbüros zu erhalten, damit eine Ansprechbarkeit vor Ort herzustellen. Diese Gemeindebüros, haben künftig die Funktion als Moderatorin des sozialen Lebens vor Ort und damit dem diakonischen Anspruch gerecht zu werden. Wir müssen unsere pastoralen Leitlinien diakonisch umbauen. Das erwartet die Gesellschaft von uns und wenn wir das tun, werden wir auch wieder eine ganz andere Resonanz in Bezug auf die Glaubwürdigkeit unseres Evangeliums haben.

Fornaçon: Gibt es dafür Beispiele?

Schrage: Wir machen gute Erfahrungen im Bereich des Modells „Neue Nachbarn“ mit „Lotsenpunkten“ im Erzbistum Köln, die zum Teil bereits ehrenamtlich geführt werden. Hier entstehen neue ehrenamtliche Initiativen der Nachbarschaftshilfe, in Repair-Cafés oder hospizlicher Begleitung. Caritasträger erleben einen Aufbruch mit den erwähnten Begleitenden in der Seelsorge. Die ermöglichen individuelle Seelsorgegespräche, initiieren Gesprächskreise zu religiösen wie zu Alltagsthemen. Es wird nicht gleich immer ein Gottesdienst angeboten, sondern hier zählt einfach eine Alltagsspiritualität, die trägt. Und das hatten wir nicht mehr drauf. Wir möchten immer alle – zumindest katholischerseits ist es wirklich mittlerweile ein Drama – gleich mit der Eucharistiefeier beglücken, als Quelle und Höhepunkt unseres Glaubens. Das entwertet alle anderen Bezüge des Glaubens ja und einfach die göttlichen Momente echter Zuneigung. Die diakonische Tätigkeit, ihre hohe Fachlichkeit wertzuschätzen und zu sagen: „Du hast mit Deiner Pflege und Begleitung alles richtig gemacht. Wusstest Du, dass mit dir heute die die Wirklichkeit der frohen Botschaft, unseres Evangeliums spürbar war?“, dass unsere Führungskräfte dies Mitarbeitenden öfter sagen, das wünsche ich mir so sehr.

Anzeige

Hausärztliche Gemeinschaftspraxis in der charmanten Universitätsstadt Trier sucht **WB-Assistent*in** (m/w/d) – 30 Mon. Weiterbildungs- Ermächtigung liegen vor. Wir decken ein großes allgemeinmedizinisches Spektrum ab und arbeiten in und mit einem motivierten Team auf der Basis des christlichen Menschenbildes. Kontaktaufnahme erbeten unter **www.praxis-schmitz-martin.de**.

ChrisCare verschenken

WIR HABEN DIE PERFEKTE GESCHENK-IDEE FÜR SIE:

Ideal, um Ermutigung für die Arbeit im Gesundheitswesen weiter zu geben. Schenken Sie ein Jahr lang ChrisCare zum Preis eines Blumenstraußes*!

Zum Überreichen Ihres Geschenks erhalten Sie eine Gratisausgabe mit Ihrer Wunschbanderole – oder wir senden sie direkt zu der Person, die Sie überraschen möchten. Mehr Infos unter: www.chriscare.info
(* EUR 22,00 (inkl. Versandkosten, nur in Deutschland)

KRANKENPFLEGEAUSBILDUNG
IN DER DEMOKRATISCHEN REPUBLIK KONGO

DIE ERSTE ADRESSE FÜR GESUNDHEIT

Krankenschwestern und -pfleger tragen in der Demokratischen Republik Kongo eine große Verantwortung: In entlegenen und schwer zugänglichen Gebieten sind sie die erste Anlaufstelle, wenn es um Gesundheitsfragen geht. Damit es dafür genügend gut ausgebildete Fachkräfte gibt, unterstützt Difäm Weltweit kirchliche Krankenpflegeschulen, unter anderem in Nebobongo.

Die Demokratische Republik Kongo ist reich an unverzichtbaren Rohstoffen für elektronische Bauteile und Akkus. Das Land könnte damit das Dubai des IT-Zeitalters sein – steinreich und sorgenfrei. Doch es kam anders. Rebellengruppen und Privatarmeen kämpfen seit über 20 Jahren mit Regierungstruppen um die Kontrolle der Abbaugebiete im Osten des Landes – und gehen dabei mit äußerster Brutalität gegen die Zivilbevölkerung vor. In diesem Umfeld unterstützen die zahlreichen Kirchen den Staat dabei, eine flächendeckende Basisgesundheitsversorgung sicherzustellen und unterhalten eigene Krankenhäuser, Gesundheitszentren oder Gesundheitsstationen in meist entlegenen Gebieten.

EIGENE AUSBILDUNG FÜR QUALIFIZIERTES PERSONAL

Für diese Gesundheitseinrichtungen Räumlichkeiten zu schaffen, ist anspruchsvoll genug. Fast noch schwieriger ist es jedoch, qualifiziertes Personal dafür zu finden. Deshalb nehmen die Kirchen auch die Ausbildung der Krankenschwestern und -pfleger selbst in die Hand und unterhalten eigene Krankenpflegeschulen. Unterrichts- und Prüfungsinhalte entsprechen dabei staatlichen Vorgaben. Eine dieser Schulen befindet sich in der Kleinstadt Nebobongo. Hier erhält das Pflegepersonal für rund 70 Gesundheitseinrichtungen seine Ausbildung. Aufgrund der im Kongo weit verbreiteten Armut, können sich jedoch viele Interessenten das Studium und die Unterbringung im Internat nicht leisten. Difäm Weltweit beteiligt sich deshalb an der Finanzierung von Stipendien, um in solchen Fällen den Besuch der Schule zu ermöglichen.

ERWEITERTER VERANTWORTUNGSBEREICH

Die Bedeutung der Pflegekräfte für das Gesundheitssystem im Kongo unterscheidet sich von der in Deutschland. In entlegenen Gesundheitszentren sind sie oft erste und einzige Adresse für Gesundheitsfragen. Sie machen die erste Anamnese, führen grundlegende Laboruntersuchungen durch und versorgen Patientinnen und Patienten mit Medikamenten. Auch in der Geburtshilfe spielen die Pflegekräfte eine wichtige Rolle und leisten einen Beitrag dazu, die immer noch viel zu hohe Sterblichkeit bei Müttern und Neugeborenen zu senken. Sie entscheiden zudem, in welchen Fällen ein Arzt die Behandlung fortführen muss. Ohne den erweiterten Aufgaben- und Verantwortungsbereich der Pflegekräfte wären im Kongo ganze Landstriche ohne jegliche medizinische Versorgung.

Gabi Hettler, *Referentin bei Difäm Weltweit, Tübingen, hettler@difaem.de*

Kompetenzbasiertes Lernen

Während der vierjährigen Ausbildung absolvieren die gleichzeitig über 70 Schülerinnen und Schüler immer wieder Praxisphasen im Krankenhaus in Nebobongo oder in den umliegenden Gesundheitszentren. Der Unterricht wurde inzwischen auf kompetenzbasiertes Lernen umgestellt. Anstatt die theoretischen Inhalte im Frontalunterricht zu vermitteln, richtet sich der Unterricht an konkreten, im Krankenhaus behandelten Fällen aus. Anhand dieser Patienten lernen die Schülerinnen und Schüler, wie sie Symptome erkennen und richtig bewerten, welche physiologischen Vorgänge hinter der Erkrankung stehen und welche Therapieansätze es gibt. Die Lehrkräfte in Nebobongo waren in dieser Region des Kongo bei den ersten, die in dieser Methodik ausgebildet wurden, und vermitteln sie nun an andere Krankenpflegeschulen.

Perspektive für die Zukunft

Die Absolventinnen und Absolventen der Krankenpflegeschulen sind aber nicht nur eine wichtige Säule im Gesundheitssystem des Kongo. Der Beruf verschafft ihnen zudem ein zwar geringes aber geregeltes Einkommen – in dem zentralafrikanischen Land ist das keine Selbstverständlichkeit. Damit sind sie oft die einzigen, die ihre Großfamilie unterstützen können und übernehmen beispielsweise das Schuldgeld für jüngere Geschwister. So verschafft die Krankenpflegeausbildung an Schulen wie in Nebobongo vielen jungen Menschen eine Perspektive für die Zukunft.

Anzeige

ICH BIN *KEIN* ROBOTER!

„ICH BIN KEIN ROBOTER", **steht auf den blauen T-Shirts, die sich Pflegende im Netz kaufen können – passend zur Diskussion um Fachkräftemangel und den Einsatz von mehr Technik in der Pflege. Die Pflege sei eine extreme Belastung, sagt der Gründer des Robotikherstellers Boston Dynamics, Marc Raibert: Er sei froh, dass das bald seine Roboter übernehmen könnten. Christian Buhtz von der Medizinischen Fakultät Halle-Wittenberg, meint dagegen, der Gedanke, dass Roboter Pflege ersetzen könnten, käme von einem beinahe diskriminierenden und sehr verkürzten Verständnis pflegerischen Handeln. Es werde der individuellen und komplexen Pflegebeziehung nicht gerecht. „Auch ohne Roboter gleichen die heutigen Abläufe in den Institutionen einer Abfertigung, die den Menschen zum Sachgegenstand macht. Das Fatale an dieser gängigen Praxis sei, dass sie den Menschen auf seine körperliche Existenz reduziere, sagt auch Adelheid v. Stössel, selbst eine Pflegende.**

Giovanni di Maio, für den die Identität aller Heilberufe durch die umfassende Ökonomisierung bedroht ist, sieht in den Kliniken von heute „weiße Fabriken", in denen die Patienten nicht als Individuen gesehen werden, sondern als Objekte, an denen man standardisierte Verrichtungen vornimmt. Dabei sieht er die Pflege besonders betroffen: „Pflege ist ein Beziehungsberuf, in dem es nicht nur um die gekonnte Aktion, sondern vor allen Dingen um die Interaktion geht." Die unersetzbare Expertise der Pflege bestehe darin, sich auf den einzelnen Menschen einzulassen und ihm in seiner Angewiesenheit seine ihm eigene Würde widerzuspiegeln – das sei aber gerade nicht formalisierbar, dokumentierbar, zählbar. Bis zur Grenze der Selbstausbeutung versuchten Pflegende, den Kern ihrer Profession zu bewahren – unweigerlich zerrieben an der moralischen Dissonanz, die ihnen das Gesundheitssystem auferlege. Und spiegelbildlich empfänden sich eben auch Pflegebedürftige nur noch als Aufwand – als Pflegefall, der Zeit und Geld kostet.

Die Journalistin Elisabeth von Thadden zeigt in dem Buch „Die Berührungslose Gesellschaft" eine Gesellschaft, die Berührung ersehnt und zugleich fürchtet. Was braucht es, um unter den Rahmenbedingungen der heutigen Sozialwirtschaft Beziehungen aufzubauen? Mit dem Professionalisierungsschub, der die alte Rolle der generalistischen Gemeindeschwester zur Pflegekraft vorantrieb, wurde Pflege Teil des ökonomisierten Gesundheitssystems. Wer Hilfebedürftige nur noch ein kleines Stück begleiten kann, wer sich immer neu einlassen und schnell wieder abgeben muss, verliert das Kostbarste, was den Beruf ausmacht: die Erfahrung heilender Begegnungen und Berührungen. Die magischen Momente unverhoffter Nähe.

Die Versorgungslücke in der Pflege stellt eine der größten sozialpolitischen Herausforderungen unserer Zeit dar. Die Sorge für andere kann nicht mehr als selbstverständliche und unentgeltliche Aufgabe von Frauen, von Müttern und Töchtern gesehen werden. Wir leben in einer Arbeitsgesellschaft; Konsummöglichkeiten wie die soziale Sicherung hängen von der Erwerbstätigkeit ab. Die Ungleichheit wächst zwischen

„PFLEGE IST EIN BEZIEHUNGSBERUF, IN DEM ES NICHT NUR UM DIE GEKONNTE AKTION, SONDERN VOR ALLEN DINGEN UM DIE INTERAKTION GEHT."

Ein- und Zwei-Verdiener-Haushalten, vor allem aber zwischen denen, die für Kinder oder Pflegebedürftige sorgen und denen, die sich auf die eigene Erwerbstätigkeit konzentrieren können. Wer Erziehung und Pflege übernimmt, muss mit Abstrichen in der Rente rechnen. Das Care-Defizit in unserer Gesellschaft ist eine Konsequenz der traditionellen Teilung unseres Wohlfahrtsstaats in die männlich geprägte Sphäre der Erwerbsarbeit, an der die Sozialversicherungen hängen, und die weiblich geprägte Sphäre der Fürsorglichkeit, zu der neben Hausarbeit und Erziehungsaufgaben eben auch die Pflegearbeiten gehören. Beziehungsarbeit galt lange und gilt zum Teil noch als natürliche Stärke von Frauen. An der Wurzel der modernen Pflegegeschichte steht die Überzeugung, dass Frauen zur Nächstenliebe geboren seien – und dass die Pflegeberufe eine Art Ersatz für die Arbeit der Ehefrau in der Familie sind. Die traditionellen diakonischen Gemeinschaften waren „Ersatzfamilien" – „Schwesternschaften" waren Lebens- und Arbeitsgemeinschaften, ihre „Mutter- und Krankenhäuser" Gemeinschaftsorganisationen. Schritt für Schritt – oft genug gegen die Kirche – musste die Unabhängigkeit erstritten werden: von der freien Berufsausübung bis zu Ehe und Familie und Pflegestudium. Und bis heute reicht das Entgelt kaum, um eine Familie zu ernähren, Heinz Bude spricht von dem neuen Dienstleistungsproletariat.

„Wir müssen reden: über unseren Alltag, über unsere Sorgen, unsere Verzweiflung und unsere Wut. Aber auch über unsere Freude, die Erfolge und unsere Leidenschaft. Darüber, was wir können und leisten und darüber, was wir gerne tun würden – wenn man uns nur ließe", heißt es auf der Plattform Careslam. Sie bietet Altenpflegern, Krankenschwestern und auch pflegenden Angehörigen Raum, über Missstände, Personalmangel und die Zwänge der Ökonomisierung in der Pflege zu sprechen. „Wir können nicht von Politikern erwarten, dass sie irgendetwas ändern, wenn wir selbst nicht einfach mal aufstehen, den Mund aufmachen. Pflege muss nicht nur laut sein, sondern einfach mal sagen: Nein! Das mache ich nicht!", sagt eine der Gründerinnen. „Nein" sagen gehört nicht zur Tradition. Pflegende wandern ab, wenn sie nicht mehr können – im Schnitt nach 7,5 Jahren.
Denn sie sitzen zwischen allen Stühlen – wenn sie denn überhaupt die Zeit haben, sich zu setzen. Zwischen professioneller und familiärer Pflege im häuslichen Umfeld, zwischen Medizin, Pflege und Hauswirtschaft, zwischen Lebensprozessen und ökonomischer Standardisierung Aber vielleicht ist das „Dazwischen" nicht der schlechteste Platz für die Pflege – denn das Handwerk der Pflege ist Interaktion. Es geht dabei nicht um die Herstellung eines Produkts, sondern um einen Dienst, der ohne Empathie und Zeit füreinander nicht möglich ist. Pflege ist auf das Wohlergehen des anderen ausgerichtet und orientiert sich an seinen oder ihren Bedürfnissen. Sie ist eine soziale Praxis der Anteilnahme, ein gemeinsames Lernen über Schönheit und Grenzen des Lebens. Hier bedeutet Zeit nicht nur Geld, sondern Wahrnehmung und Verstehen. Weil das Gelingen einer persönlichen Beziehung für den Pflegeprozess unentbehrlich ist, können Module der Pflege kaum gerecht werden.

Pflegende wissen das. Gleich, ob sie Angehörige oder Profis sind. Daher rührt ihr schlechtes Gewissen, ihre Erschöpfung, ihre Verzweiflung und Resignation angesichts der schmerzhaften Probleme. Sie liegen in der Versäulung des Gesundheitssystems auf der Ebene der Versicherungen wie der Einrichtungen, die zu unproduktiven Reibungen führen. Sie liegen in der mangelnden Kooperation der Professionen, der Ökonomisierung aller Lebensbereiche und vielleicht auch in der grundlegenden Schwierigkeit, Pflege in ihrem Charakter zu begreifen – als Care-Arbeit, die eine Brücke zwischen Liebe und Erwerbsarbeit schlagen muss. Arbeitswissenschaftlichen Studien haben eine hohe Arbeitsintensität, häufige Unterbrechungen bei der Arbeit und auch hohe körperliche Belastungen identifiziert. Hinzu kommen die geringe Anerkennung und

Wertschätzung der Arbeit – ein geringes Entgelt, beschränkte Aufstiegs- und Entwicklungsmöglichkeiten und belastende emotionale Erfahrungen.

Herausgefordert durch neue Abrechnungsmodalitäten im Gesundheitssystem, haben die Absolventinnen und Absolventen pflegewissenschaftlicher Studiengänge dafür gesorgt, dass sich einzelne Verfahrensschritte dokumentieren, verfolgen und kontrollieren lassen. Sie lassen sich nun aber aufteilen und delegieren. Damit konnte eine ganze Gruppe von Tätigkeiten von Pflegefachkräften an Hilfskräfte abgegeben werden, während die Fachkräfte selbst zunehmend Management- und Dokumentationsaufgaben übernommen haben – auch um die erbrachte Leistung gegenüber den Kostenträgern zu rechtfertigen. Wie alle sozialen Dienstleistungen ist Pflege aber nicht exakt zu planen, weil diejenigen, die gepflegt werden, an der Arbeit mitwirken. Solche Prozesse der Koproduktion erfordern eine ständige wechselseitige Abstimmung. Wer so arbeitet, braucht ein hohes Maß an Empathie und Kommunikationsfähigkeit, um situativ angemessen reagieren zu können. Man braucht Fachwissen und Erfahrung, um beurteilen zu können, was jemand in diesem Augenblick und mittelfristig an Hilfe benötigt und wo andere Professionen hinzugezogen werden müssen. Dieses Spannungsfeld von Professionalität und Zuwendung kostet Kraft. Denn sich wirklich auf andere Menschen einzulassen, ihre Ängste zu spüren und mit ihnen nach dem zu suchen, was gut tut und Hoffnung gibt, bedeutet immer ein Risiko. Aber ohne die eigene Person einzubringen, wird man auf Dauer weder pflegen noch erziehen oder beraten können.

Mit bis zu 14 verschiedenen Beschäftigten hat ein Krankenhauspatient in einer Woche zu tun – und dabei hat er den intensivsten Kontakt zu den Reinigungskräften. Die zunehmende Aufspaltung hat ja nicht nur die Ausgliederung von Jobs ermöglicht; sie hat auch die Zahl der prekär Beschäftigten ansteigen lassen. Prekäre Arbeit belastet dabei nicht nur die davon selbst Betroffenen, sondern auch die Kolleginnen und Kollegen, weil sie darin letztlich eine Abwertung ihres eigenen Arbeitsfeldes erleben.

Wer den Gesamtprozess vor Augen hat, wer sich im Team getragen und geschätzt fühlt, bekommt Kraft, durchzuhalten, auch wo Erfolg nicht zu sehen ist. Deshalb brauchen Pflegende eine gute Unterstützung in Konfliktsituationen und ethischen Fragen. Sie brauchen eine Arbeitszeitgestaltung, die private Verpflichtungen der Beschäftigten ernst nimmt und damit dem Ethos der Fürsorge entspricht, und Fort- und Weiterbildungen, um die eigenen Ressourcen zu stärken. Im gemeinsamen Reden und Handeln müssen gute Lösungen für unterschiedliche Wertesysteme gefunden und ethische Konflikte ausgetragen werden. Ohne Respekt und Vertrauen kann das nicht gelingen. Pflegende brauchen Zeiten zum Reden, Orte und Rituale zum Krafttanken. Spiritualität spielt dabei eine wichtige Rolle. Die Kaiserswerther Oberin Charlotte Renner schrieb 1967, der Kern der Pflege sei „ungeteilte Aufmerksamkeit“, die östliche Tradition spricht von „einfühlsamer Präsenz“. Dazu gehören Annahme und Wertschätzung. Nur, wer sich wertgeschätzt weiß, hat auch die Kraft, sich aktiv in die Veränderungsprozesse einzubringen. Davon hängt am Ende ab, ob Mitarbeitende gehen oder bleiben.

Cornelia Coenen-Marx, *Pastorin und Autorin, Geschäftsführerin der Agentur „Seele und Sorge“ – Impulse, Workshops, Beratung. www.seele-und-sorge.de*

TAGUNGEN, SEMINARE & KONFERENZEN

TERMINE:

MÄRZ

24.03., Hamburg
Ökumenischer Patientengottesdienst
www.cig-online.de

30.03., Aarau
Schweizerische Tagung für Spiritual Care im Gesundheitswesen, Spiritual Care im Spannungsfeld zwischen Ökonomie und Fürsorge
www.rish.ch/tagung

APRIL

14.-16.04., Travenbrück
Wochenende für Kranke und Angehörige im Kloster Nütschau
www.cig-online.de

17.-28.04., Woltersdorf bei Berlin,
Klinische Seelsorgeausbildung - KSA Kurs
www.befg.de/bildung-beratung

MAI

07.05., Hamburg
Ökumenischer Patientengottesdienst
www.cig-online.de

05.-07.05. Elstal bei Berlin
Die heilende Kraft der Vergebung
www.befg.de/bildung-beratung

JUNI

23.-25.06., Duderstadt
Christen im Gesundheitswesen e.V. Jahrestagung
www.cig-online.de

JULI

30.06.-02.07., Selbitz
Wochenende für Kranke und Angehörige
www.cig-online.de

07.-09.07., Riedlingen
„Ich bin es mir wert!" - Ein Seminar zur Erfahrung und Verbesserung meines Selbstwertes mit Andreas Rieck
www.andreas-rieck.de

CiG Christen im Gesundheitswesen

Gesunder Umgang mit Krankheit – Schritte der Heilung gehen

Wochenende für Kranke und Angehörige
14.-16.04.23 – Kloster Nütschau
30.06.-02.07.23 – Selbitz
20.-22.10.23 – Kloster Nütschau

www.cig-online.de

OKTOBER

27.-29.10., Bischofsheim
Hebammen-Workshop
www.cig-online.de

IMMER AKTUELL

Loßburg
Freizeitangebote für Menschen mit Behinderung
info@dienet-einander.de

30 Minuten plus+, Online
Praxisfragen im Fokus
Aktuelle Termine siehe www.cig-online.de

Therapeuten-Café, Online
Erfahrungsaustausch über den Berufsalltag von Therapeuten
Aktuelle Termine siehe www.cig-online.de

UNGEPFLEGT:

Leah Weigands Poetry Slam hat innerhalb von 2 Monaten 420 000 Aufrufe bei Youtube erreicht. 12 779 mal ging der Daumen hoch, offenbar, weil Menschen sich von der Botschaft anrühren ließen.

Ein Auszubildender schreibt: "dieser Poetry trifft mich tief. Es sind wahre Worte und diese Worte versteht niemand, niemand der nicht in diesem Beruf steht. Mit Herz und Seele dabei sein will."

Der Beitrag der überzeugen Christin Leah Weigand geht unter die Haut.

FÜR SIE GELESEN

ANNEHMEN, ÄNDERN ODER SEIN LASSEN

„Jemand in England hat einen schönen Satz geprägt“, sage ich der Klientin, die wegen ihrer Depression zu mir kam, zu deren wesentlichen Auslösern eine autoritäre Versetzung durch ihren Chef in eine andere Abteilung gehörte. „Love it, change it, or leave it!“ heißt der Satz. Er gefällt mir so gut, weil er sich auf so viele Konfliktsituationen anwenden lässt, besonders im beruflichen Bereich. Man steht vor einer Weggabelung und ist herausgefordert, sich zu entscheiden. In einer dieser drei Richtungen liegt die Lösung. Nur das ‚Love it‘ möchte ich etwas modifizieren: Wenn ich mich entscheide, an meinem Platz zu bleiben, reicht es für meine seelische Balance, wenn ich die Verhältnisse ehrlich akzeptieren kann. Lieben muss ich sie nicht unbedingt.“ Die Klientin wägt ab: Das autoritäre Verhalten des Chefs war menschlich unfair, aber juristisch korrekt. Trotzdem: Seine soziale Inkompetenz belastete das Miteinander im Betrieb. „Der Teamspirit ist verlorengegangen“, sagt sie traurig. „Haben Sie als Team die Möglichkeiten ausgeschöpft, daran etwas zu ändern?“ „Ich fürchte ja“, antwortet sie. „In meinem Fall hat sich die Mitarbeitervertretung vorbildlich eingesetzt, aber ändern konnte sie nichts. Der Chef ist nun einmal so.“ „Dann bleiben nur noch die beiden anderen Alternativen.“ „Ich bin schon über 50. Jetzt noch eine neue Arbeitsstelle suchen? Ich weiß nicht. Und es spricht ja auch viel für das Bleiben. Eigentlich mache ich die Arbeit gern, ich verdiene gut, und mit den Kolleginnen verstehe ich mich gut.“ „Aber trotzdem macht ihnen die Arbeit mehr Stress als Freude.“ „Ja, die fehlende Freude ist das Problem. Das macht mich depressiv.“ Da kommt ihr eine Idee: „Ein paar Kolleginnen machen es schon so: Sie haben ihre Arbeitszeit reduziert. Das gibt zwar weniger Geld, aber es entlastet spürbar, und vor allem: Ich kann mich dann anderen Interessen widmen, die mir Freude machen und die sonst immer zu kurz kommen.“

LITERATUR

Am nächsten Morgen gehe ich an die Besprechung von Andreas Riecks neuem Buch. „Die drei Schritte – change it, love it or leave it – demonstrieren Ihnen, wie Sie in jeder beruflichen Position Ihren persönlichen Spielraum gestalten können“, lese ich auf dem Buchrücken. Und damit weiß ich ja eigentlich auch schon das Wesentliche über den Inhalt, nicht aber, weil der Inhalt sonst nichts Wesentliches hergibt, sondern weil das Prinzip der drei Alternativen so wesentlich ist.

Der Autor ist als Bildungsreferent am Stuttgarter Marienhospital und Coach mit den Arbeitsproblemen im Feld der sozialen Berufe gut vertraut. Das ermöglicht ihm, auf vielgestaltige Weise und einladend arrangiert und aufgemacht konkrete Wegweisungen zu geben. Um auf bedenkliche Belastungen angemessen reagieren zu können, bedarf es vor allem der achtsamen Selbstwahrnehmung: Was brauche ich, wo sind meine tatsächlichen Grenzen, was tut mir auf die Dauer gut, was schadet mir? Von dieser Haltung ausgehend geht es darum, den Spielraum zur Bewältigung auszuloten und effektiv zu nutzen. Dafür greift Rieck in die Kiste der bewährten Modelle und Werkzeuge zur Stressbewältigung und stellt anschaulich und eingängig so manches bewährte Tool daraus vor, wie etwa die Unterscheidung von „Komfortzone, Wachstumszone und Panikzone“. Übungen zu Entspannung und Selbstreflexion, Checklisten, Strukturhilfen zum Zeitmanagement und Selbsteinschätzungstests helfen, das alles in die individuelle Lebenspraxis zu übersetzen.

Riecks Schwerpunkt als Bildungsreferent ist die Spiritualität. Das färbt auch angenehm ungezwungen die Aussagen seines Buchs. Die Leserin und der Leser werden erinnert, wie viel für gelingendes Stressmanagement davon abhängt, sich seiner authentischen Ziele bewusst zu werden und wie eng das mit der Frage nach dem Sinn zusammenhängt. Unaufdringlich ermutigt er zwischen den Zeilen, aber auch explizit, das Leben dankbar zu bejahen und auf Gott zu vertrauen.

Hans-Arved Willberg

Andreas Rieck, Belastungen in sozialen Berufen meistern: In drei Schritten zu neuer Kraft (Katholisches Bibelwerk: Suttgart, 2020), Softcover, 175 S., ISBN 978-3-96157-125-3, 16,95 €, 26.90 Sfr

PERSÖNLICH für Sie

LIEBE PATIENTINNEN UND PATIENTEN,

wie viele Telefonnummern mussten Sie wählen, bis Ihnen ein Pflegedienst zugesagt hat, einmal in der Woche zum Duschen zu kommen? Wie lange wird es wohl dauern, bis ein Platz in der Reha frei wird? Von der Wartezeit auf einen Facharzttermin ganz zu schweigen. Der Notstand im Gesundheitswesen ist inzwischen überall angekommen. Resigniert den Kopf hängen zu lassen, ist keine Lösung. Aber was können Sie tun, um nicht zwischen den Stühlen zu landen?

Knüpfen Sie ein Beziehungsnetz und pflegen Sie es. Das bedeutet sowohl, Hilfe zu geben, als auch Hilfe anzunehmen. Wer andere unterstützt bei der Pflege, bei Alltagsanforderungen, beim Papierkram, der jemandem über den Kopf wächst, der kann eher auf Hilfe hoffen, als jemand, der allein für sich oder seine nächsten Angehörigen sorgt. Es ist aber ebenso nötig, Hilfe anzunehmen; nicht erst, wenn es gar nicht mehr anders geht. Wer zu stolz ist, andere um einen Gefallen zu bitten, der demonstriert, dass er gar nicht auf andere angewiesen sein will.
Darum muss unser Beziehungsnetzwerk aus Geben und Nehmen bestehen. Beides nicht aus Berechnung, sondern aus freien Stücken. Es geht darum, Freundschaft zu schließen und zu pflegen, ohne aufs Geld zu sehen: Niemand muss immer alles mit Scheinen vergelten. Die Hilfe ohne Berechnung schafft ein Gefühl der Zufriedenheit.
Lassen Sie sich nicht vom Alter abschrecken. Niemand ist zu alt, um dieses Netz weiter zu knüpfen. Es ist auch nie zu früh. Je eher wir eine Kultur der gegenseitigen Unterstützung einüben, umso selbstverständlicher wird sie.

In dieser Ausgabe geht es viel um das Aushalten in schwierigen beruflichen Situationen des Gesundheitswesens. Auch die Mitarbeitenden, mit denen Sie zu tun haben, gehören zu dem Hilfenetz. Sie können einen Unterschied bewirken, der es Pflegenden und Therapeuten, Ärztinnen und Ärzten leicht macht, im Beruf zu bleiben. Ein Lächeln ist oft schon genug.

Frank Fornaçon, Pastor i.R.,
Ahnatal

ENGAGEMENT IM RUHESTAND

Das ist ein Buch für alle, die ihren Ruhestand als Chance begreifen wollen. Die Generation, die heute ihre aktive Berufslaufbahn beendet, hat noch zehn bis zwanzig Jahre vor sich, in denen man mehr pflegen kann als ein Hobby. Für manche ist der Ruhestand die Möglichkeit, eine zweite Karriere zu beginnen. Mit viel Erfahrung im Gepäck und einem Blick für das Wesentliche lässt sich die freie Zeit des Ruhestands sinnvoll gestalten. Für mache, die unter beruflicher Eintönigkeit und sinnlosem Stress gelitten haben, ist das eine Chance, sich noch einmal als selbstwirksam zu erleben. Für andere, die eine erfüllende Berufstätigkeit hinter sich haben, ist es eine Möglichkeit, die Erfahrungen für andere nutzbringend einzusetzen. Mit dem Buch des Senior Consulting Service Diakonie e.V. ermutigen Managerinnen und Manager zu einem solchen Engagement. Sie haben als Ärzte, Verwaltungsfachleute oder Unternehmensberater im Bereich Kirche und Diakonie gearbeitet. In dem vorliegenden Sammelband gehen Fachleute wie der Altersforscher Andreas Kruse, der Theologieprofessor Gerhard Wegner oder der Onkologe Volker Diehl auf die Chance eines neuen Einsatzes ein. Dabei verschweigen sie nicht, dass die aktive Mitgestaltung von Menschen im Ruhestand eine dringende Notwendigkeit einer vom demographischen Wandel betroffenen Gesellschaft ist. In persönlichen Beiträgen schildern die Autoren, wie sie zu ihrer heutigen – oft, aber nicht immer ehrenamtlichen Aktivität gekommen sind. Was hat ihren Lebenslauf geprägt? Wie fließt das nun in die nachberufliche Tätigkeit ein? Beeindruckend ist zum Beispiel der Artikel von Volker Diehl, vor seiner Pensionierung Direktor in der Universitätsklinik Köln. Er schildert seinen Einsatz in der Onkologie einer Klinik in Tansania und sein Engagement in der Stiftung Junge Erwachsene mit Krebs. Auch wenn die aufgeführten Beispiele alle den Ruhestand von hochqualifizierten Verantwortungsträgern schildern, sind sie leicht auch auf alle anderen Berufe übertragbar. Wer im Alter mehr erleben möchte als eine Abfolge von Urlauben, der sollte sich mit Engagement im Ruhestand beschäftigen.

Frank Fornaçon

Renzenbrink, Bernt; Wegner, Gerhard (Hg), Engagement im Ruhestand, Leipzig (Evangelische Verlagsanstalt), 2022, 249 Seiten, ISBN 978-3-374-07012-1, Euro 48,00, SFr 66.90

Impressum

Herausgeber und Verlag: ChrisCare erscheint im Verlag Frank Fornaçon, Ahnatal, und wird von Christen im Gesundheitswesen e.V. herausgegeben.
Chefredaktion: Frank Fornaçon (FF) (V.i.S.d.P.), Korrektorat Julia Eberwein. Die Beiträge wurden sorgfältig ausgewählt, dennoch übernimmt die Redaktion keine Haftung für die Inhalte. Verantwortlich ist der jeweilige Autor. Zur leichteren Lesbarkeit wird bei Begriffen, die männlich und weiblich gemeint sind, in der Regel eine gemeinsame Form verwendet, z.B. „Patienten". Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos übernimmt der Verlag keine Haftung.
Copyright: Christen im Gesundheitswesen e.V., ChrisCare wird in CareLit ausgewertet: www.carelit.de
Redaktionsanschrift: Verlag Frank Fornaçon, Am Gewende 11, 34292 Ahnatal, Deutschland, Tel.: (+49) (0) 56 09 806 26, Fornacon-Medien@web.de, www.verlagff.de
Gestaltung: hallo!rot, Werner-von-Siemens-Str. 25, 78224 Singen, Deutschland, www.hallo-rot.de
Druck: Druck- und Verlagshaus Thiele & Schwarz GmbH, Werner-Heisenberg-Straße 7, 34123 Kassel
Anzeigenverwaltung Deutschland und Österreich: Verantwortlich: Günther Gundlach, Christen im Gesundheitswesen e.V., Nelkenstr. 6 21465 Reinbek, Tel.: (+49) (0) 4104 91 709 30, Fax: (+49) (0) 4104 91 709 39, info@cig-online.de, www.cig-online.de.
Anzeigenverwaltung Schweiz: Verantwortlich: Niklaus Mosimann, SCM Bundes-Verlag (Schweiz), Rämismatte 11, Postfach 128, CH-3232 Ins, Tel.: (+41) (0) 43 288 80 15, werben@bvmedia.ch, www.bvmedia.ch. Es gilt die Anzeigenpreisliste Nr. 1/2012. Trotz sorgfältiger Prüfung kann der Verlag keine Verantwortung für die veröffentlichten Anzeigen, Beilagen und Beihefter übernehmen. ChrisCare erscheint jeweils in der Mitte eines Quartals.
Preise: Einzelheft € (D) 5,80, € (A) 6,00, SFr. (CH) 10.30. Jahresabonnement (4 Ausgaben), € (D) 19,20, € (A) 19,80, SFr. (CH) 31.30, jeweils zuzüglich Versandkosten. Anschriftenänderungen sind rechtzeitig vor Erscheinen des nächsten Heftes dem ChrisCare-Aboservice in Deutschland oder dem SCM Bundes-Verlag (Schweiz) in der Schweiz mitzuteilen. Die Post liefert Zeitschriften nicht automatisch an die neue Anschrift.
Bestellungen aus Deutschland und Österreich: Nelkenstr. 6 21465 Reinbek, info@cig-online.de, Tel.: (+49) (0) 4104 917 09 30, Fax: (+49) (0) 4104 917 09 39, Vertrieb auch über die J.G.Oncken Versandbuchhandlung, Postfach 20 01 52, 34080 Kassel, Tel.: (+49) (0) 561 5 20 05-0, Zeitschriften@oncken.de
Bestellungen aus der Schweiz: SCM Bundes-Verlag (Schweiz), Rämismatte 11, Postfach 128, CH-3232 Ins, abo@scm-bundes-verlag.ch, www.scm-bundes-verlag.ch, Tel.: (+41) (0) 43 288 80 10, Fax: (+41) (0) 43 288 80 11
Konto Deutschland: Christen im Gesundheitswesen, Evangelische Bank, IBAN: DE55 5206 0410 0206 4161 79, BIC: GENODEF1EK1
Konto Schweiz: Postkonto 85-622703-0, IBAN: CH90 0000 8562 2703 0, BIC: POFICHBEXXX
Beilage: Bundesverlag
Fotos: Unsplash: Titel, S. 12, Pexels: S.15, Freepik: S. 10, 16, 17, 20, 21, 22, 30, 32, 34, alle anderen Bilddaten: privat und hallo!rot
Illustrationen: hallo!rot (www.hallo-rot.de), Freepik: S. 8, 14, 25-28, 30-34 Pixabay: S. 10
Fachbeirat: Dr. theol. Peter Bartmann (Berlin), Gesundheitsökonom, Diakonie Bundesverband; Reinhild Bohlmann (Kassel), Bund freiberuflicher Hebammen Deutschlands BfHD e.V., Leiterin der Fortbildungsakademie; Prof. Dr. med. Andreas Broocks (Schwerin), Ärztl. Direktor Carl-Friedrich-Flemming-Klinik, HELIOS-Kliniken; Ulrike Döring (Wiesbaden), Vorsitzende des Evangelischen Berufsverbandes Pflege; Paul Donders (Niederlande), Leitung xpand international; Prof. Dr. Ralf Dziewas (Bernau), Professor für Diakoniewissenschaft und Sozialtheologie; Heribert Elfgen (Aachen), Physiotherapeut, Dipl. Musiktherapeut; Claudia Elwert (Karlsruhe), Physiotherapeutin, Mitarbeiterin Zentrum für Gesundheit-Therapie-Heilung; Sr. Hildegard Faupel (Springe), Theologin, Pädagogin; Dr. theol. Astrid Giebel (Berlin), Diplom-Diakoniewissenschaftlerin, Pastorin, Krankenschwester, Theologin im Vorstandsbüro der Diakonie Deutschland-Evangelischer Bundesverband; Dr. med. Martin Grabe (Oberursel), Chefarzt Psychosomatik Klinik Hohe Mark, Akademie für Psychotherapie und Seelsorge e.V.; Dr. med. René Hefti (Langenthal), Ärztlicher Consultant und Leiter Forschungsinstitut Spiritualität & Gesundheit; Sr. M. Basina Kloos (Waldbreitbach), Franziskanerin, Generaloberin; Sr. Anna Luisa Kotz (Untermarchtal), Vorstand Genossenschaft der Barmherzigen Schwestern vom Hl. Vinzenz von Paul; Reinhard Köller (Aumühle), Arzt für Allgemeinmedizin, Naturheilverfahren; Dr. med. Gabriele Müller (Frankfurt a. M.), Anästhesistin am Schmerz- und Palliativzentrum Rhein-Main; Rolf Nussbaumer (Herisau), Schule für christliche Gesundheits- und Lebensberatung; Weihbischof Thomas Maria Renz (Rottenburg), Diözese Rottenburg-Stuttgart; Dr. theol. Heinrich-Christian Rust (Braunschweig); Dr. med. Claudia Schark (Kassel); Oberin Andrea Trenner (Berlin), Oberin Johanniter Schwesternschaft; Dr. phil. Michael Utsch (Berlin), Psychotherapeut, Evangelische Zentralstelle für Weltanschauungsfragen

Info

Christen im Gesundheitswesen

CHRISTEN IM GESUNDHEITSWESEN (CiG)

CiG e.V. ist ein bundesweites konfessionsverbindendes Netzwerk von Mitarbeitenden unterschiedlicher Berufsgruppen im Gesundheitswesen: Pflegende, Ärzte, Therapeuten, Mitarbeitende aus Management und Verwaltung, Seelsorger, Sozialarbeiter und weitere Berufsgruppen des Gesundheitswesens.

Basis der Zusammenarbeit sind die Bibel, das apostolische Glaubensbekenntnis sowie die Achtung des Einzelnen in seiner jeweiligen Konfessionszugehörigkeit.

Die ökumenische Arbeit von CHRISTEN IM GESUNDHEITSWESEN verbindet seit über 30 Jahren Christen im Umfeld des Gesundheitswesens – in regionaler sowie in bundesweiter Vernetzung.

Wichtiges Element sind die CiG-Regionalgruppen, die von Mitarbeitenden vor Ort geleitet und verantwortet werden und die sich in unterschiedlichen, z.B. monatlichen Abständen treffen. Beruflicher Austausch, biblischer Impuls und Gebet sind wiederkehrende Bestandteile der Treffen. Einige Gruppen bieten Regionalveranstaltungen an, zu denen öffentlich eingeladen wird. Kontakt zu den Regionalgruppen vermittelt die Geschäftsstelle.

Seminare zu berufsspezifischen Themen aus christlicher Sicht, Fachgruppen wie auch Angebote für Kranke und Angehörige werden dezentral meist in Zusammenarbeit mit den CiG-Regionalgruppen angeboten. Jährlich findet eine Jahrestagung statt, alle zwei Jahre wird der Christliche Gesundheitskongress mitgestaltet.

Die bundesweit ausgerichtete Arbeit von Christen im Gesundheitswesen wird von rund 20 Mitarbeitenden aus unterschiedlichen Gesundheitsberufen im Bundesweiten Leitungskreis verantwortet und geleitet.

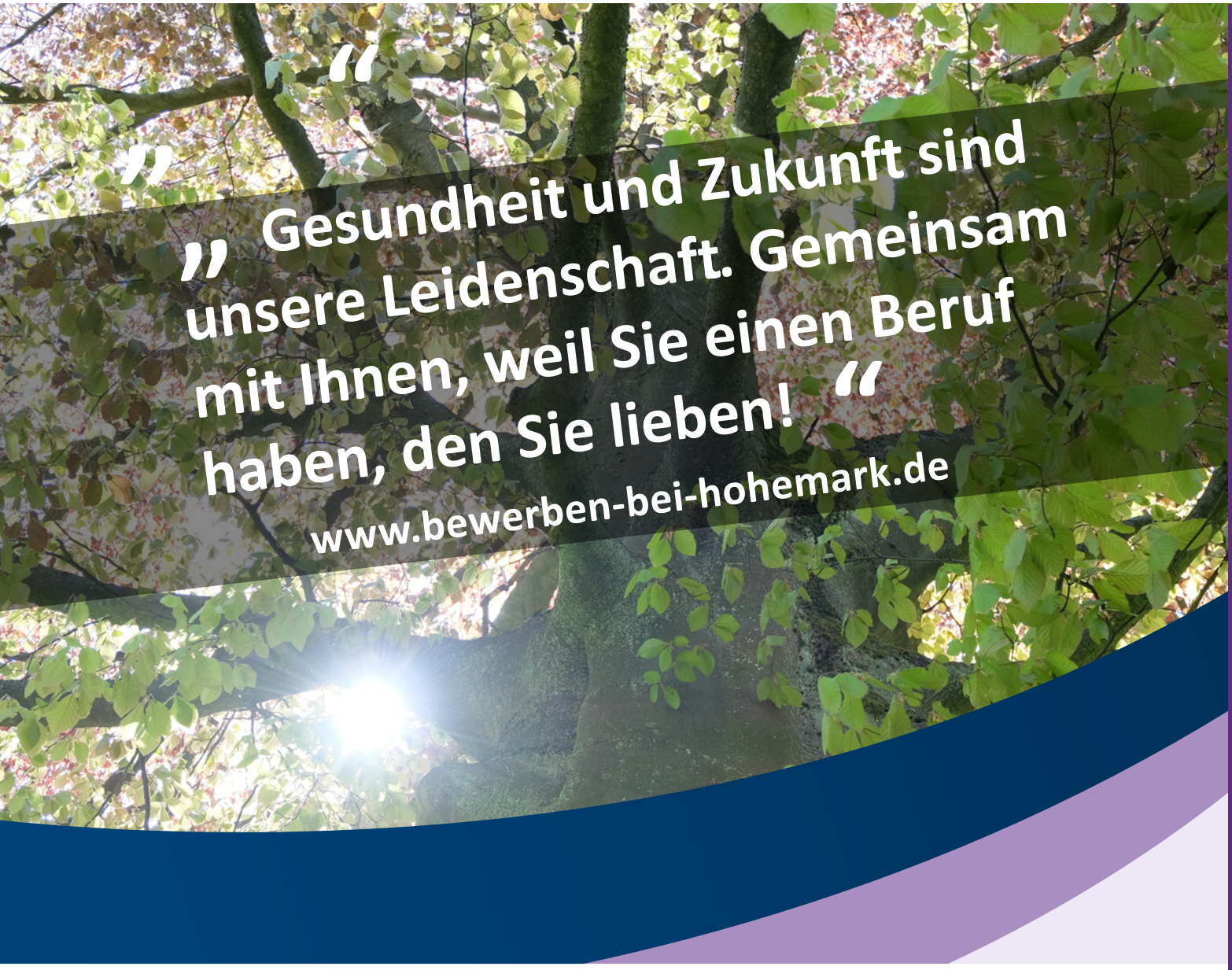
In der Geschäftsstelle in Aumühle bei Hamburg wird die Arbeit koordiniert. Hauptamtliche, geringfügig Beschäftigte und rund 120 Ehrenamtliche sorgen für die Umsetzung von Projekten und unterstützen die Arbeit des Bundesweiten Leitungskreises.

Die Arbeit von CiG finanziert sich wesentlich aus Spenden. Ein Kreis von rund 450 Fördernden bildet hierfür die Grundlage, indem sie den gemeinnützigen Verein jeweils mit einem Mindestbeitrag von 10 € im Monat finanziell unterstützen. Die Fördernden erhalten das ChrisCare-Abo kostenfrei. Wir laden Sie herzlich ein, dem Förderkreis beizutreten! ■

CHRISTEN IM GESUNDHEITSWESEN e.V.
Nelkenstr. 6 21465 Reinbek
Tel.: (+49) (0) 4104 917 09 30, Fax: (+49) (0) 4104 917 09 39
E-Mail: info@cig-online.de, Internet: www.cig-online.de

Klinik Hohe Mark

DGD STIFTUNG



Psychiatrie – Psychotherapie
Psychosomatik – Suchtmedizin

Oberursel (Taunus) – Frankfurt am Main

www.bewerben-bei-hohemark.de

DGD Stiftung
Mehr als Medizin

BARMHERZIGE BRÜDER
Klinikum St. Elisabeth
Straubing

PROFIS MIT

ARBEITEN IM KLINIKUM ST. ELISABETH STRAUBING

WIR SIND

... ein akademisches Lehrkrankenhaus der Technischen Universität München. Mit 475 Planbetten sind wir das größte katholische Krankenhaus in Niederbayern.

Elf Fachrichtungen, mehrere spezialisierte Bereiche, rund zwanzig medizinische Zentren und das ambulante MVZ machen uns zu einem interessanten und vielseitigen Arbeitgeber – dem größten unserer Stadt.

WORLD'S BEST

Unser Klinikum ist als einziges Krankenhaus Niederbayerns unter den TOP 100 (FOCUS Gesundheit). Des Weiteren ist es aufgrund seiner erstklassigen Patientenversorgung auf der Weltbestenliste von Newsweek.

PROFIS MIT HERZ

In unserem Klinikum warten anspruchsvolle Aufgaben und individuelle Entwicklungsperspektiven - ob im Ärztlichen Dienst, in der Pflege oder anderen Bereichen wie dem Medizinisch Techn. Dienst, dem Funktionsdienst oder in der Verwaltung.

Wir bieten Ihnen ein breites Spektrum an persönlichen Entfaltungsmöglichkeiten und vielfältiger Aus-, Fort- und Weiterbildung sowie Jobs, die zukunftssicher, vielseitig und sinnstiftend sind - in einer bezahlbaren Stadt.

Neben der Förderung fachlicher Kompetenzen legen wir großen Wert auf Ihre Einarbeitung und unterstützen Sie z. B. bei der Suche nach einer Wohnung.

VIELZAHL AN SOZIALLEISTUNGEN

Zusätzlich zu einer leistungsgerechten, tariflichen Vergütung (AVR Caritas) haben Sie als Mitarbeiter unserer Dienstgemeinschaft auch zahlreiche zusätzliche Sozialleistungen wie Weihnachts- und Urlaubsgeld, Betriebliche Altersvorsorge, Beihilfe für Zahnersatz und Heilpraktiker und Geburtsbeihilfe.

Darüber hinaus erhalten Sie Zugang zu vielen freiwilligen Sozialleistungen, wie z.B. Mitarbeiter-Boni und Mitarbeiter-Benefits (Fitnessstudios, Einkaufsvergünstigungen, E-Bike Leasing uvm.)

WORLD'S BEST HOSPITALS 2022 Newsweek statista KLINIKUM ST. ELISABETH STRAUBING

FOCUS TOP NATIONALES KRANKENHAUS 2023 FACT FIELD

DEUTSCHLANDS AUSGEZEICHNETE KRANKENHÄUSER 2022/23 stern Klinikum St. Elisabeth Straubing Top 100 national Quelle: MINQ Ausgabe Extra 01/2022 Gültig bis Oktober 2023

Gemeinsam für Menschen. Und Sie mittendrin.

Unterstützen Sie uns zum nächstmöglichen Termin

Gesundheits- und Krankenpfleger/in

Als Gesundheits- und Krankenpfleger/in übernehmen Sie eine patientenorientierte Pflege innerhalb einer Station. Zudem gewähren Sie die fachgerechte Durchführung der ärztlichen Anordnungen im diagnostischen und therapeutischen Bereich. Sie bringen eine interdisziplinäre Arbeitsweise, hohe Sozialkompetenz, Einsatzbereitschaft, Teamfähigkeit mit und Sie identifizieren sich mit den Zielsetzungen eines katholischen Krankenhauses.
Dann freuen wir uns auf Ihre Bewerbung unter:

www.klinikum-straubing.de/karriere

www.klinikum-straubing.de

Klinikum St. Elisabeth Straubing
St.-Elisabeth-Straße 23 · 94315 Straubing · Tel.: 09421 710 - 0 · info@klinikum-straubing.de